Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

053
L772
Stanford University Libraries
3 6105 119 112 683

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

FEB 20 1941
Stacks

Das Literarische Echo, 43. Jahrgang Heft 1

Oktober 1940

Zeitlupe: Dichter sind Finder · Warum wir mit England kämpfen · Vom Handwerk des Dichters · Dichter als Sprecher · Paul Nipkow zum Gedenken

Werner Deubel, Von der Morgenröte
Wolfram List, Schiller: Theater und Drama
Rolf Mayr, Die Ordnung von Cheapside
Otto Urbach, Betrachtung über das Metaphorische
Nora Tinnefeld, Zum Werk Josef Leitgebs
Jorg Lampe, Zwischen Ende und Beginn
G. H. Neuendorff, Guatemala – kreolisch und deutsch

Literarisches Echo: Echo der Zeitungen · Echo der Zeitschriften
Kurze Anzeigen · Nachrichten

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Digitized by Google

In neuer, um wichtige Aufsätze vermehrter Auflage erscheint:

Die Meisterballaden

Ein Führer zur Freude

von

BÖRRIES, FREIHERR VON MÜNCHHAUSEN

272 Seiten. 10. Auflage. Gebunden M 4.80

In fünfundzwanzig Jahren hat Börries, Freiherr von Münchhausen das balladische Werk unserer Zeit geschaffen. In diesem Buche schenkt er uns als Berufenster auch die Ästhetik der Ballade. Ein Buch tiefster Erkenntnisse, dabei voll prickelnder Lebhaftigkeit und leidenschaftlicher Begeisterung, das jedem Freund der königlichen Dichtung ein unentbehrlicher Führer sein wird.

Früher erschienen:

Die Balladen und ritterlichen Lieder
116. Tausend. Gebunden M 4.80

Das Balladenbuch
Dünndruckausgabe
39. Tausend. Gebunden M 6.50

Münchhausen-Beeren-Auslese
Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk
136. Tausend. Gebunden M 1.75

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

PROF. DR. FRANZ KOCH

GESCHICHTE DEUTSCHER DICHTUNG

Eine Gesamtschau der großen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge
3. Auflage. Leinen RM 6.50

Aus der Fülle der zahlreichen, oft bedenklich hastig hervorschießenden Literaturgeschichten der letzten Jahre und Jahrzehnte ragt das Werk Kochs als wissenschaftliche, als gestalterische und als sprachlich darstellerische Leistung weit heraus. Mit der Reife und Besonnenheit eines in langen Lehr- und Forschungsjahren gefestigten Urteils verbindet sich eine überlegene Beherrschung des riesenhaften Stoffes.
(Deutsche Literaturzeitung)

Wer sich im neuem Sinne über Wesen und Weg unserer Dichtung, die Persönlichkeiten der Dichter deutscher Art, ihre Kämpfe und ihre Leistung unterrichten will, wer erfahren will, was unsere gesamte Dichtung in ihrer Zeit und in der Gegenwart bedeutet, der wird dieses Werk als einen verläßlichen Führer kennenlernen. Forderungen und Wünsche, seit Jahren empfunden, sind hier erfüllt. *(NSZ.-Rheinfront)*

GEIST UND LEBEN

Vorträge und Aufsätze zur deutschen Geistesgeschichte
Kartoniert RM 7.50, Leinen RM 9.—

Diese Aufsätze über Lessing, Herder, Goethe, Kleist, Kolbenheyer, Stehr u. a. m. erschließen in ihrer Mannigfaltigkeit die Entwicklung des organischen Weltbildes in der deutschen Dichtung, wie es sich, ausgehend vom Neuplatonismus über die deutsche Mystik, Aufklärung und Klassik bis zur Reformation formt. Wem die deutsche Philosophie ebenso wie die deutsche Literaturgeschichte zum Bestandteil seines Daseins geworden ist, der wird hier eine Bestätigung deutschen Wesens erhalten und wird am Ende einen Gang durch die deutsche Dichtungsgeschichte getan haben, der die Kernprobleme unserer geistigen Existenz berührt.

„Eine ausgezeichnete Fundgrube feinster Beobachtungen und differenzierter Zusammenhänge, wie sie nur eine genaueste Sachkenntnis in Verbindung mit einer hochentwickelten Untersuchungsmethode hervorbringt." *(Niedersächsische Tageszeitung)*

Zu beziehen durch den Buchhandel

Verlangen Sie unsere ausführlichen Prospekte

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT · HAMBURG

Digitized by Google

053
L772

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Dichter sind Finder — Warum wir mit England kämpfen — Vom Handwerk des Dichters — Dichter als Sprecher — Paul Nipkow zum Gedenken

Dichter sind Finder

Daß wir in geistigen Dingen gerne ein bissel schlampig sind und mancherlei Halbes und Angeschmutztes hinnehmen, kann jeder an sich selbst erfahren. Warum wir so nachlässig sind, gerade dort, wo wir am exaktesten sein sollten, das hat schon viele der Besten, die darüber nachgedacht haben, zur Verzweiflung gebracht. Sie fühlten, daß das alte Uhrwerk der Dichtkunst (um sie als Beispiel zu nehmen) zwar noch gehe und der Kuckuck oft genug zwölfmal aus dem Häuschen fahre, aber im Räderwerk knacke und krächze es ohne Unterbrechung, soviel Öl sie auch dareingössen. Die Dichter und die Denker, die sich darum kümmerten, hätten gerne das Uhrwerk in einen lautlosen Gang gebracht; sie feilten, schraubten und ölten, und nebenbei sagten sie: Zu Goethes Zeiten war es ein Wunderwerk. Wer mag es zerstört haben?

Ob sie nicht selbst ein wenig Schuld daran haben, die braven Uhrmacher? Wir haben oft bemerkt, daß gerade diejenigen von ihnen, die am heftigsten über den schlechten Gang des einstigen Wunderwerks lamentierten, am häufigsten ihren Rockärmel zurückschoben, um auf dem kleinen, an ihrem Handgelenk befestigten Zeitmesser die Stunde abzulesen. Zu diesem kleinen Ding hatten sie also mehr Zutrauen als zu dem Wunderwerk aus Goethes Zeiten. Darauf aufmerksam gemacht, wurden sie böse: wie man das eine nur mit dem anderen vergleichen könne, die Zeit mit der Ewigkeit!

Es ist nur ein Beispiel, doch ein bezeichnendes. Sie, die darüber nachdenken, wie das Wunderwerk wieder in guten Gang gesetzt werden kann: sie und wir alle haben kein unbedingtes Vertrauen mehr zu dem Zeitmesser Dichtkunst. Zu oft schlug das Wunderwerk die elfte Abendstunde, während wir, von den ersten Strahlen der Morgensonne schon getroffen, ins Land marschierten.

Nun aber zurück. Wir sprachen davon, wie lässig wir in geistigen Dingen sind. Wäre es nicht so, müßten die Dichter und Schriftsteller sorgfältiger ihre Sätze überlegen, bevor sie aufs Papier kommen. Wir hätten sie, wären wir weniger nachlässig, längst dazu erzogen. So lasen wir vor etlichen Tagen in einer neueren Novelle den Satz: „Dichter sind Sucher." Erst viel später kamen wir auf diesen Satz zurück, den wir beim ersten Lesen einfach hingenommen hatten, denn oft schon war er uns in Büchern begegnet. Was häufig geschrieben wird, wird unantastbar, es rankt sich als Wildwuchs am Baum der Erkenntnis hoch und wird mit den Jahren für diesen selbst gehalten.

Charakterisiert der erwähnte Mustersatz: Dichter sind Sucher! eindeutig das Wesen des Dichters, oder lebt er wie so viele Aussprüche nur aus althergebrachter Stimmung? Es ist gewiß achtbar, ein Sucher genannt zu werden, wenigstens wenn die Sache ernst gemeint ist. Wenn Lessing erklärt: er sei lieber auf dem Weg zur Wahrheit als daß er die Wahrheit ganz besitze, weil Besitz schlaff und müde mache, so könnte man ihn zum Kronzeugen nehmen. Mit Recht? Wir glauben es nicht. Er sagt nicht „Sucher", sondern „auf dem Weg"; er war, als er seinen berühmten Satz prägte, nicht allein Dichter, sondern auch Gelehrter, Reformator und Kritiker. Das Bild des suchenden Dichters, und es soll doch ein Bild sein, hat etwas vom kleinen Mann an sich, der Verlorenes sucht. Man könnte hinzufügen: verzweifelt sucht. Denn im Suchenden steckt durchaus etwas Verzweifeltes: hier habe ich es hingelegt, hier müßte es liegen, aber ich kann es nicht finden. Es ist ein unwürdiges Bild für einen Dichter.

Besser wäre wohl der Satz: Dichter sind Finder. Ein heller glücklicher Schein strahlt von ihm aus, etwas frei Atmendes. Das Suchen steckt auch darin, aber Suchen nicht als Endziel, sondern als notwendige Mühe. Wer nur sucht, hat noch nicht gefunden, weder sich selbst noch uns, und kann also auch nicht Dichter genannt werden. Aber wer sich gesucht und gefunden hat, von dem dürfen wir erwarten, daß er uns geheime Dinge offenbar macht, die wir bisher nur ahnten. Auf dem Finden liegt deshalb ein stärkerer Akzent als auf dem Suchen. Wären die Großen im Geiste nur Sucher geblieben und hätten ihr Lebtag nichts gefunden, das sie für mitteilenswert hielten, wir wären durch sie nicht bewegt und fortbewegt worden. Erst der Fund, ihr eigener, begeistert uns und weckt gleichzeitig die ehrlichen Geister, sich nun selbst auf den Weg zu machen, daß ihnen ein gleicher Fund glücke.

Es ist, wie wir schon sagten, nur ein Beispiel, und zwar dafür, wie Angelesenes und Anempfundenes jahrhundertelang durch die Bücher geschleppt wird. Die deutsche Sprache hat heute einen so hohen Grad der Ausbildung erreicht, daß es fast jedem gelingt, wenn er nur einmal darangeht, sich in Prosa oder Reimen glücklich auszudrücken. (So etwa sagte schon Goethe zu den jungen Dichtern.) Aber damit ist noch nichts getan. Wer nicht Eigenes zu geben hat, der schweige besser und suche so lange weiter, bis er etwas findet: vor allem sich selbst. Nur der glückliche Finder unter den Dichtern darf hoffen, daß man seine Werke so liest wie die Alten, bei denen unser Herz in schnellen Schlägen springt, weil sie uns selbst bestätigen und die Verpflichtung wachrufen: die Zeit und das fortschreitende Leben zu formen.

*

Warum wir mit England kämpfen

Seit sich der Krieg auf einen Zweikampf mit England konzentriert hat, ist das Nachdenken auch des einfachen Mannes über Sinn und Ziel dieses Kampfes womöglich noch lebendiger geworden. Soweit dabei Kopfschütteln mit im Spiele ist, wendet es sich an Englands Adresse; denn die Art unserer Kriegsführung bis vor kurzem hat unterstrichen, was wir aus dem Munde des Führers immer wieder gehört hatten: daß Deutschland mit England bis zum letzten die Verständigung suchen wollte, daß es ihm gegenüber in einem Abwehrkampf steht. Das weiß der einfache Mann, und er weiß, daß dieser Kampf gut ausgehen wird. Eins aber weiß er nicht, und der Gebildete weiß es kaum besser: warum England dennoch in

Digitized by Google

diesen Kampf eingetreten ist und warum er das ist, als was man ihn doch deutlich empfindet: schicksalsnotwendig.
Es erweist sich hier, daß wir über England in den letzten Jahren unendlich viel und doch nicht das Entscheidende erfahren haben. Man hätte meinen können, dieses Volk, seine Gesellschaft und seine politische Struktur lägen wie ein offenes Buch vor uns da, einzusehen in Hunderten von übersetzten Romanen und geistreichen und kenntnisvollen Büchern einheimischer und ausländischer Beobachter. Nun aber hat's den Anschein, als hätten all diese Betrachter und wohl auch Kritiker, von Dibelius über Sieburg bis zu Stutterheim und Renier, in ihren glänzenden und teilweise tiefschürfenden Studien doch zu sehr am Bilde gehangen und darüber die Mächte übersehen. In der Tat gab es im europäischen Völkerverband kaum ein dankbareres Darstellungsobjekt als England mit seinen farbenfrohen und, wie es schien, urkräftigen Überkreuzungen altertümlicher und amerikanistischer, feudaler und plebejischer Züge. Das war so merkwürdig und schien so von Leben zu sprühen, daß man darüber leicht das wirklich politische Potential zu kurz kommen ließ. Zur Stunde aber wird gewissermaßen nur dieses gezählt, und so fehlt es uns plötzlich an Material; das heißt wir haben mehr psychologische Kenntnisse als politisch-aktuelle.
Dem abzuhelfen, ist das Buch „England, Vormacht der bürgerlichen Welt" von Karl Heinz Pfeffer (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) vorzüglich geeignet. Man kann nicht sagen, daß es mit seinen stets gründlich belegten sachlichen Angaben an irgendeinem Punkte dem einigermaßen englandkundigen Leser wesentlich Neues brächte. Aber die Zusammenstellung und Zuspitzung dieser bekannten Dinge ist von einer Art, daß man für die augenblickliche Sachlage ernst und sehend wird und es gut versteht, weshalb das „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands" das Buch unter seine Protektion genommen hat.
Pfeffer, um es kurz zu sagen, macht einleuchtend, daß nach Englands Beschaffenheit dieser Kampf zwischen ihm und dem erstarkten Deutschland (eigentlich aber zwischen ihm und Europa) kein vermeidbarer Zufall, sondern eine Notwendigkeit von beiderseits tragischem Ausmaß ist. Er stellt England dar nicht so sehr als die Plutokratie, wie wir uns zu sagen gewöhnt haben, sondern als den Vorkämpfer einer total-bürgerlichen Welt, die mit der sowohl bäuerlich-adlig wie revolutionär bestimmten Welt Deutschlands notwendig aneinanderstoßen muß, so notwendig — um es mit einem von Pfeffer gebrauchten Bilde zu sagen — wie ein alter Bauer mit seinem Sohn zusammenstößt, dem er nicht „übergeben" will. Der sonst mehr am Rande bemerkte Schwund der bäuerlichen Schicht und Haltung in England ist für Pfeffer ein Kerngrund der Beweisführung, wie seine Argumentation überhaupt stark völkisch-konservativ getönt ist. Das Land in der Spätform des Bürgerlichen — ohne Bauern, mit einem geldverpflichteten Adel und einem nihilistischen Gebildetenstand — dieses Land muß notwendig den Zugriff eines anders beschaffenen Staatsgebildes als den Untergang aller festen Dinge ansehen, wiewohl — das prophezeit Pfeffer — auch seine Seele dabei gerettet werden soll und wird.
Überhaupt berührt die sachliche, unverletzende Schreibweise bei einem so aktuellen und in hohem Sinne polemischen (nämlich „zum Kriegführen geeigneten") Buche imponierend. Pfeffer ist so unerbittlich, daß er zeigt, wie England gar nicht anders kann, so lange es nicht anders ist. Er richtet keine Anklage gegen das englische Volk, stellt andererseits aber auch fest, daß die englische Arbeiterschaft, hohem Lebensstandard verfallen und nur allzu dankbar, nicht weniger „bürgerlich" gesonnen ist als die buchstäblich plutokratische Schicht. Den Engländern wird sogar eine gewisse Gutgläubigkeit und Großzügigkeit ihrer Idee einer internationalen Pax Britannica bescheinigt, aber Pfeffer läßt auch keinen Zweifel daran, daß zur wirklichen Größe dieser wie jeder Idee das Moment des Einsatzes, des Opferwillens, der Machtvollkommenheit gefehlt hat. Mit diesem immer wieder durchscheinenden Blick in die sittlichen Grundlagen unseres Kampfes gewinnt Pfeffers Schrift neben ihrem aktuellen einen wirklich „geschichtlichen" Rang.

*

Vom Handwerk des Dichters

Was einem fehlt, von der Anmut bis zur Weisheit, das erfaßt man am deutlichsten, wenn es einem ausnahmsweise einmal in glücklicher Verkörperung vor Augen tritt. Wir haben an dieser Stelle oft genug gesagt, daß es in unserem Sprachbereich an einer richtig ausgebildeten, vor allem aber an einer herzlichen und verständlichen literarischen Handwerkskunde gebricht, und wir haben auch die Gründe dafür anzudeuten versucht. Einer davon besteht darin, daß die deutschen Dichter und Literaten selbst gleichgültig sind gegen eine praktische Literaturkunde, oder daß sie mindestens kein Opfer dafür bringen wollen und es den Literaturgelehrten überlassen, sich über Vers und Reim, über Erzähltechnik und Komposition zu äußern — all jene Dinge also, über die der Schaffende selbst am besten Bescheid wüßte und deren lichtvolle Darlegung zum mindesten eine Grundlage für eine blühende Literaturkunde abgeben würde.
Daß wir nicht so arm zu sein brauchten und daß es auch anders ginge, beweist die glückliche Ausnahme. Börries, Freiherr von Münchhausen legt soeben (bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart) die zehnte Auflage seiner „Meisterballaden" als eine verbesserte und um mehrere neuere Arbeiten vermehrte Ausgabe vor. Wer mit uns denkt, daß die Dichter getrost etwas mehr über ihr Handwerk nachdenken und schreiben dürften, dem sei dieses Buch angelegentlich empfohlen, denn es ist wirklich, wie Münchhausen es nennt, ein „Führer zur Freude". Noch wichtiger aber ist beinahe das, was einem unterwegs, auf dem Wege zur Freude, geboten wird: nämlich ein beständiges Umsichblicken im Garten der Dichtung.
Denn — und insofern könnte der Titel des Buches Mißverständnisse hervorrufen — es handelt sich nicht etwa darum, daß uns Münchhausen eine Auswahl von (zehn) Meisterballaden vorlegt und mit preisenden Worten einleitet, sondern er bespricht, ja er analysiert jede einzelne von ihnen aufs genaueste — so genau, wie es nur der Fachkollege vermag. Denn als solcher gibt sich Münchhausen mit gutem Recht in jedem einzelnen Fall, und es ist gerade der Vorzug seiner Betrachtungsweise, daß er auch einem Goethe, Schiller und Fontane gegenüber ruhig anmerkt, wo er schwache Stellen findet und wie er es anders gemacht hätte. Aus dieser Haltung spricht im Grunde eine viel größere Ehrfurcht als aus blinder Anbetung, und Münchhausen brauchte sich gar nicht erst als den glühenden Verehrer der von ihm ausgewählten Balladen auszuweisen: er handelt ehrfürchtig, ob er nun preist oder mit Verstand und Kenntnis einschränkt. „Vielleicht ist doch für einige Fragen der Gedichtbehandlung der schaffende Künstler zuständig" — mit dieser Bemerkung im Vorwort gibt Münchhausen seine Haltung den betrachteten Kunstwerken gegenüber aufs klarste an.
Erstaunlich ist die Vielfalt der Gesichtspunkte, die er aufwirft. Mit anderen Worten: die vielfältige Art und Weise, wie er ins

Digitized by Google

Gedicht einführt und Seitenblicke tut (seine größte Kunst!). Einmal beginnt er mit dem Strophenbau des Gedichts, ein anderes Mal mit dem Aufbau der Handlung. Bei C. F. Meyer lenkt er den Blick auf eine besonders kunstvoll-eintönige Reimtechnik, bei den „Kranichen des Ibykus" teilt er die Entstehungsgeschichte mit und macht aufs erregendste klar, wie auch ein Gedicht der Gemeinschaftsarbeit großer Geister entspringen und des bewußten Schaffens und Feilens nicht entraten kann. Überhaupt bekommt der dumme Anbeter des Unbewußten genau so aufs Maul geschlagen wie der Banause, der keiner Begeisterung fähig ist.

Am schönsten aber ist an dem Buch die Lebhaftigkeit seines Vortrags. Man meint, diesen Mann sprechen zu hören; die Beispiele und Bilder fliegen ihm zu, wie es dem Menschen nur bei den persönlichsten Angelegenheiten gelingt, und man fühlt sich vor einem Lehrer, der, eben weil er aufs feurigste doziert, kein Dozent ist. So fühlt man sich auch nie bevormundet, sondern zum Mitsprechen eingeladen, wenngleich man meistens so sehr zustimmt, daß man gar nicht an Widerspruch denkt. Höchstens ergänzende oder weiterspinnende Gedanken kommen einem manchmal, etwa bei Münchhausens Darstellung von Agnes Miegels unheimlicher Ballade vom Ritter Manuel, wo man die Schlußzeile bei all ihrer Genialität doch als etwas neuromantisch-schnörkelhaft empfindet. Aber das sind Dinge aus jenem „geistigen Gespräch", zu dem anzuregen Bücher wie das Münchhausensche so hervorragend geeignet sind.

*

Dichter als Sprecher

Ende Juli rief eine Einladung des Salzburger Regierungspräsidenten eine Anzahl deutscher Dichter aus Ost und West zu einer Tagung zusammen, über die bereits an vielen Stellen berichtet worden ist. Einige Dichter hatten dabei Gelegenheit, vor ihren Berufskameraden und zugleich vor einer bodenständigen Hörerschaft aus eigenen Werken zu lesen. Es war reizvoll, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen fünf Meister des geschriebenen Wortes um das gesprochene Wort sich bemühen zu hören. Nicht jeder Dichter ist bekanntlich ein guter Anwalt seines eigenen Werkes. Die aber in Salzburg zu Worte kamen, waren denkbar gute Verkünder ihrer selbst. Ausnahmslos ergab sich eine vollkommene Übereinstimmung zwischen dem Dichter und seinem Werk, eine Übereinstimmung, die der beste Berufssprecher nicht zu ersetzen vermag.

Zunächst sprach Bruno Brehm. Er gibt seinen kleinen Erzählungen von Kindern und jungen Menschen, die seine große politisch-historische Romantrilogie so schön und menschlich ergreifend ergänzen, dadurch ein besonderes Gesicht, daß er mit fast erhabener Güte in großen, melodisch ausschwingenden Sprachbögen über die Einzelheiten hinwegspricht und alles Gewicht auf die innere Bewegung des geschilderten Geschehens legt. So kann das Private niemals klein werden, das Kleine aber gewinnt Halt durch die bewußte Einbeziehung in einen flutenden Geschehnisablauf.

Nachdem der Beifall halbwegs verebbt ist, ergreift der Dichter, bereits stehend, noch einmal das Wort und scheint ein kleines persönliches Jugenderlebnis anschließen zu wollen. Er plaudert von einem bebilderten Gedicht, das ihm als Kind einen großen Eindruck gemacht habe und in dem eine militärische Charge jeweils durch die nächst höhere abgelöst worden sei, und zwar mit Versen, wie diesen:

„Nun wird auch der Leutnant klein,
Denn ein Größerer stellt sich ein."

Nach diesen Worten aber weist Brehm mit einer zugleich werbenden und verehrenden Gebärde auf Josef Weinheber und sagt, bevor er ihm den Platz hinter dem Rednerpult einräumt: „Ermessen Sie meine Freude, daß ich Ihnen ankündigen darf: Nach mir kommt ein Feldmarschall."

Dann sprach also Josef Weinheber. Dieser Mann ist nicht nur in seiner Dichtung, nein, gerade auch als Sprecher einmalig. Wer nie mit Bewußtsein den Adel der deutschen Sprache auf sich hat wirken lassen, der muß ihn verspüren, wenn dieser schwere, jedes Wort wie eine Kostbarkeit abwägende und voll ehrfürchtiger Liebe darbringende Ostmärker die Wunder eben dieser Sprache verkündet. Spricht Weinheber ein Gedicht, in dem das berühmte Selbstbildnis Albrecht Dürers aus dem Jahre 1500 Zug für Zug nachgezeichnet und gedeutet wird, so bilden seine Züge und seine formenden Hände, ohne daß er es vielleicht selbst weiß, Zug um Zug Ausdruck und Gebärde des Geschilderten nach. Kommt er aber gar mit seinen Versen von den Geheimnissen des Streichquartettes oder der Klarinette oder auch „nur" der lustigen Ziehharmonika in die geheiligten Bezirke der Musik, so beginnt seine Sprache zu tanzen, seine Stimme zu singen, wienerisch-vertraute Melodiebögen andeutend nachzuformen, übermütige Rhythmen aufzugreifen und so ihr Geheimnis aufzudecken. Und wenn schließlich im weit ausgesponnenen letzten Teil dieser freigebigen Vortragsfolge die unverfälschte Mundart des alten Wiener Stadtteils Ottakring als tragende Substanz gedankenvoller Scherzgedichte Triumphe feiern darf, dann vollzieht sich das Wunder eines Zusammenklanges zwischen dem Dichter und seiner Hörerschaft in einer nie zuvor erlebten Form. Wenn Weinheber spricht, gibt es keine „Literatur" mehr, nur noch den lebendigen Wortleib, der aufleuchtet wie eine Monstranz.

Am nächsten Tage um die Mittagsstunde las Robert Hohlbaum vor einem Lehrgang der Gauschulungsburg Werfen aus seiner Ostmarktrilogie und dem Weltkriegsroman „Die stumme Schlacht". Er las vor Menschen, denen zum guten Teil der Umgang mit dem Dichterwort nichts Alltägliches sein mag. Er las in einer schlichten, bedächtigen, die Einzelheiten liebevoll herausarbeitenden Weise. Und er hatte Texte gewählt nach einem ganz bestimmten Grundsatze der Auswahl: Schilderungen unfruchtbarer Einrichtungen und Tätigkeiten aus der Verfallszeit der österreichischen Doppelmonarchie sollten den Hörer, ohne daß ein Wort dazu gesagt zu werden brauchte, auf die Größe der deutschen Gegenwart hinweisen und ihm den Abstand verdeutlichen zur Welt des Gott sei Dank Überwundenen. Hohlbaum bemüht sich mit keinem Wort und keiner Gebärde, vor soldatisch geschulten und geführten jungen Menschen soldatisch zu erscheinen. Freilich ist er auch nicht etwa weich oder gar empfindsam. Er spricht nachdenklich, schlicht, und mit einer leisen Bestimmtheit, die verrät, daß er weiß, was er will und — was er beim Hörer erreichen will. Der Erfolg: tosender Beifall und nach der Lesung ein herzliches, allseitiges Bemühen, trotz der knappen Zeit, die noch bleibt, mit dem Dichter persönlich in Fühlung zu kommen.

Am Abend dieses Tages sprachen nacheinander Ina Seidel und Wilhelm Schäfer. Von allen Teilnehmern der Tagung blicken diese beiden schöpferischen Geister, deren Werke seit Jahrzehnten in der Geschichte der deutschen Dichtung ihren sicher begründeten Platz haben, wohl auf die größte Erfahrung im Vortragssaal zurück. So nimmt es nicht wunder, daß sie einen sprecherischen Stil entwickelt haben, der unabhängig geworden ist von den Eingebungen des Augenblicks und der auch gar nicht abgestellt ist auf eine so oder so gear-

Digitized by Google

tete Hörerschaft, sondern nur sein will Dienst am eigenen, aus den Tiefen der Wesensschau oder — wie bei Schäfer — der geschichtlichen Erkenntnis geschöpften Werk.

Ina Seidel wählte nicht etwa Bruchstücke aus ihren Romanen zum Vortrag, sondern die schönsten Beispiele ihrer Gedankenlyrik, die sie mit verlorenem Blick, fast in der Haltung der Seherin, in den Raum hinein sprach, niemandem zu Gefallen als dem Genius, der sie beseelt.

Wilhelm Schäfer erschloß seinen Hörern in einer großen, fast etwas zu großen Anzahl wohl gewählter Beispiele seine neueste Sammlung von Anekdoten, die er aber diesmal Histörchen nennt, zum Unterschied von den eigentlichen Anekdoten in dem von ihm bevorzugten Sinne des Wortes, die eigentlich Novellen sind. Er spricht sehr natürlich, fast ein wenig lässig, dabei aber doch durchweg deutlich und mit einer unauffälligen Art, die Pointe herauszuarbeiten. Richtig ein Plauderer ist er, und dennoch nicht der Typus des Plauderers am Kamin, sondern fast ein Mensch, der sich diese hübschen, sprachlich so kostbar gestalteten Histörchen zu seiner eigenen Ergötzung mit wenig Stimmaufwand selbst erzählt. Auch die kaum merkbare Reaktion auf den ehrfürchtig gezollten Beifall verstärkt diesen Eindruck.

Alle fünf Dichter sind in ihrer Art wirklich gute Sprecher. Dem Herzen des Volkes am nächsten kommt zweifellos Weinheber, der den Adel der Hochsprache jedem Hörer begreiflich macht und den Adel der Mundart liebend und eifernd immer aufs neue verkündet.

*

Paul Nipkow zum Gedenken

Mit einem Staatsbegräbnis wurde der Erfinder des Fernsehens Paul Nipkow, der zwei Tage nach seinem einundachtzigsten Geburtstag gestorben war, geehrt — eine einzigartige Huldigung für einen Mann der Ingenieurzunft. Die Nachwelt wird noch deutlicher, als wir das heute vermögen, das eigenartige Schicksal dieses Mannes einschätzen können. Beides wurde ihm zuteil: das oft berufene Erfinderschicksal der Vergessenheit, der Nichtachtung und gar der Verspottung — zugleich aber auch an seinem Lebensabend die Anerkennung seines Werkes. Erst in Jahrzehnten wird sich seine Erfindung in ihrem ganzen Umfang auswirken, obwohl sie schon vor mehr als fünfzig Jahren, am Weihnachtsabend des Jahres 1883, gemacht worden ist.

Was erfand Paul Nipkow? Er fand heraus, daß es mit Hilfe einer in geeigneter Weise gelochten Metallscheibe möglich sein müsse, ein Bild in kleinste Punkte aufzulösen. Diese Scheibe erhielt, obwohl sein Patent schon bald infolge Geldmangels verfiel, den Namen Nipkow-Scheibe. Aber Nipkow dachte noch weiter. Er formte die Grundsätze, unter denen ein Fernsehen möglich sein mußte. Ein Bild mußte in einzelne Punkte zerlegt werden, wie es die Nipkow-Scheibe tat. Diese Punkte ließen sich dann elektrisch übermitteln, und je nach ihrer Helligkeit war auch ihre elektrische Energie verschieden. Wenn auf der Empfängerseite eine Nipkow-Scheibe in gleicher Weise wie beim Sender rotierte, mußte es möglich sein, die elektrischen Energien wieder in optisch sichtbare Punkte zurückzuführen und damit das Bild wieder entstehen zu lassen. So sah Nipkow schon damals das Fernsehen voraus. Und doch wurde es erst viele Jahrzehnte später Wirklichkeit. Woran lag das? Der Erfinder Nipkow, im Augenblick seiner Erfindung mittelloser Student der Berliner Universität, dachte über die technischen Möglichkeiten seiner Zeit hinaus. Die elektrischen Vorrichtungen, die zur Durchführung seines Verfahrens notwendig waren, waren noch zu träge, als daß sie die zahllosen Bildpunkte, die in der Sekunde zu übertragen waren, erfaßt hätten. Erst als diese Trägheit überwunden war, konnten Nipkows Gedanken Wirklichkeit werden. Noch sind sie es nicht restlos geworden, denn Nipkow dachte nicht nur an die Übertragung der Schwarz-Weiß-Werte, sondern er rechnete auch mit dem Fernsehen in natürlichen Farben. Er war in seiner vorausschauenden Erfindungsgabe ein Jules Verne, aber einer, der es nicht bei der Phantasie ließ, sondern der mit deutscher Gründlichkeit die technischen Voraussetzungen entwickelte. Das macht seine Erfindung zu einer so beispiellosen Pioniertat und zu einer genialen Leistung.

Nach dem Verfahren Nipkows arbeitete der deutsche Fernsehrundfunk von seinen Anfängen bis zum Winter 1938/39. Es war das Prinzip der mechanischen Bildzerlegung, das in unermüdlicher Laboratoriumsarbeit ausgebaut worden war. Erst dann trat an die Stelle der Nipkow-Scheibe das Ikonoskop, die elektrische Bildzerlegung. Bedeutet das etwa, daß das Fernsehen heute von Nipkow unabhängig geworden ist? Nein! Sein Grundgedanke, das Bild in Punkte zu zerlegen und auf der Empfängerseite aus den elektrisch übermittelten Punkten wieder ein Bild zusammenzusetzen, ist nach wie vor gültig geblieben.

Der Erfinder Nipkow ist vom Fernsehen zeit seines Lebens nicht losgekommen, wenn ihn auch der praktische Beruf in den Dienst der Sicherung des Eisenbahnwesens durch Signale stellte, das er auch durch manchen Einfall verbessert hat. 1921 erhielt er ein Patent über die Benutzung des Films im Dienste des Fernsehens, und noch vor zwei Jahren wurde ihm ein weiteres Fernsehpatent erteilt. Nachdem am 22. März 1935 der regelmäßige Fernseh-Programmbetrieb in Deutschland eröffnet worden war, erfuhr auch Nipkow die äußeren Ehrungen, die ihm so lange vorenthalten geblieben waren: die Universität Frankfurt a. M. machte ihn zum Ehrendoktor und am 4. Mai 1935 wurde er zum Ehrenpräsidenten der Fernseh-Arbeitsgemeinschaft ernannt, und der Berliner Fernsehsender erhielt den Namen Nipkows.

Deutschland dankt Nipkow eine Erfindung, die das Leben jedes einzelnen in Zukunft bereichern wird. So seien hier die Sätze wiederholt, die Reichssendeleiter Hadamovsky beim Staatsakt am Sarge des Erfinders aussprach: „So mag denn Paul Nipkow eingehen in die ewige Geschichte des deutschen Volkes und der Menschheit. Sein schöpferischer Genius hat ihn unsterblich gemacht."

Digitized by Google

Von der Morgenröte

Von Werner Deubel (Affolterbach)

Einst im Weltkrieg, als wir Jünglinge waren, haben wir das Leben im Graben trotz Dienst und Gefahr als ein wunderbar freies, räubermäßig naturnahes Dasein empfunden, und manchem von uns, der heute wieder zur Fahne gerufen wurde, sind die alten Schauer der Jugend und Landsknechtzeit wieder aufgewacht. Was wir damals erlebten und heute wiedererleben, das ist unter anderem die unmittelbare Sprache der Elemente, wie sie sonst nur der Bauer, der Jäger, der Seemann erfährt. In ihr redet zu unsrer Seele erschütternd oder beschwichtigend die Seele der Welt. Dem Großstadtmenschen geraten sie außer Sicht; er weiß zwar, daß es das gibt: webende, raunende oder unheimlich zwielichtige Dämmerung, lockenden Blaudust der Ferne oder weitergossenes Funkeln des sternbesäten Firmamentes; aber er weiß es meist nur wie aus der Erinnerung, nicht mehr aus unmittelbar anschauendem Erlebnis. (Indes auch ihm hat der Krieg, der große Vernatürlicher, der so manche zivilisatorische Überkünstelung auslöscht, manches wieder nahe gebracht.)

Von den elementaren Bildern, die zum Soldaten wieder reden, sofern er sich nur eine weltoffene Seele bewahrte, steht an erster Stelle die Morgenröte, die der Zivilist verschläft oder, zur Arbeitsstätte hastend, kaum beachtet. Der Soldat aber auf stiller Wache im Graben, am Bunker oder im Beobachtungsstand hat Zeit und Einsamkeit, sie zu erleben. Ja ein verschollenes Gefühl will uns sagen, daß Morgenröte und die Seele des Soldaten in einer rätselhaften Beziehung stehn.

Welche Seite des Weltwesens offenbart sich im Morgenrot und welche Wallungen zeugt in der Menschenbrust das Bild aufglühenden Frühlichts?

*

Es gibt in des alten Homers unverwelklichen Gesängen erschütternde Augenblicke, da elementares mit menschlichem Leben zusammenklingt. Man erinnere sich etwa der unsterblichen Rosse Achills, die den Patroklos zur Walstatt getragen haben und dann, am Rande des Schlachtfeldes seiner Rückkehr harrend, erfahren, daß der Held gefallen ist. Und nun stehen sie „starr gleich der Säule, die unbewegt auf dem Hügel eines Gestorbenen ragt, vor dem prangenden Sessel des Wagens, beide ihr Haupt zu Boden gesenkt, und Tränen entflossen heiß von den Wimpern herab den Trauernden, welche des Lenkers gedachten in sehnender Schwermut; auch sank die blühende Mähne wallend hervor aus dem Ringe des Jochs und schleifte im Staube." — Von gleich rührender Größe ist in der Odyssee der Augenblick, da Penelopes zitterndes Herz in dem gealtert-verwilderten Fremdling endlich den zurückgekehrten Gatten wiederzuerkennen wagt: „...Sie erregt ihm stärker des Grams wehmütige Sehnsucht, weinend hielt er die treue, die herzeinnehmende Gattin, und fest hielt um den Hals sie die Lilienarme geschlungen." Wie eine Wunde, von der man doch weiß, daß sie heilen wird, brennen in der Erinnerung die Jahre der qualenreichen Trennung auf, und in verschwiegenem Wechselgespräch erzählen die Gatten einander ihre Leiden. „Beide, nachdem sie das Herz der erfreuenden Liebe gesättigt, freueten sich des Gesprächs und redeten viel miteinander." Kann eine solche Nacht lange genug währen? Da hält in zarter Regung des Odysseus Schutzgeist Athene die Morgenröte zurück.

Ja den Traurigen wäre genaht die rosige Eos;
Aber ein andres ersann die Herrscherin Pallas Athene.
Lange hielt sie die Nacht am Ende der Bahn und verweilte
Dort an Okeanos Strom die goldenthronende Eos;
Und nicht schirrete jene, das Licht den Menschen zu bringen,
Lampos und Phaeton an, die ihr schnellfüßig Gespann sind.

Eine kosmische Episode, deren seelenhafter Sinn ohne weiteres einleuchtet; die Morgenröte ist Störerin des trauten und träumenden Webens der Nacht.

Wer sich tief genug in den Gehalt dieses Bildes versenkt, der mag am Ende der Seherworte des Novalis gedenken: „Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögest in dir selbst, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdest und flammend die Welt zeugtest... Der Schlaf ist nichts als die Flut jenes unsichtbaren Weltmeeres, und Erwachen das Eintreten der Ebbe."

So gesehen bedeutet die Morgenröte das Ende der nächtlichen Flutung, das Zerreißen der Traumschleier, den Anbruch des Wachens, Wollens, Irrens. Wer je aus dem nächtlichen Dickicht des Schlafs aufschreckend die ersten kalten Morgenstrahlen wie das Aufblitzen mörderischer Äxte und den Hahnenschrei als schneiden-

Digitized by Google

den Riß durch Traum und Dunkel empfand, der ist dem altehrwürdig tiefen Seelengrund einer Menschheit nahe, die einst nicht nach Tagen, sondern nach Nächten das Leben maß. („Heute" entstand aus „Hienacht", daher die oberdeutsche Dialektform „heint".)

Hier auf der Scheide zwischen Nacht und Tag offenbaren die Seelen ihr innerstes Geheimnis: ob sie Kinder des Hellen sind oder im mütterlichen Dunkel zu Hause. Welch ein verborgenes Leid klagt sich aus, wenn der scharfklingige Nietzsche sehnsüchtig singt:

Licht bin ich: ach, daß ich Nacht wäre!
Aber dies ist meine Einsamkeit,
Daß ich von Licht umgürtet bin.
Ach, daß ich dunkel wäre und nächtig!

Und welcher Seelen- und Dichtungskundige weiß es und kann es deuten, daß die gleichen Klänge auftönen bei — Mörike, dem oft der „freche", der „gemeine" Tag das Herz verstört; — „Lisch aus, o Tag; Laß mich in Nacht genesen!" — Dem in der Nacht ist „wie dem Wilde traut in Finsternis geborgen", da er „der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge" vernimmt? — Dem in der „flaumleichten Zeit der dunklen Frühe" die Seele einem Kristalle gleicht, „den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen?"

*

Gesetzt wir sähen auf einem Gemälde über erdunkelndem Wald- oder Bergsaum den Himmel aufglühen — an welchem Wesenszug dieses Bildes oder an welchem Schauer unsrer bildbetrachtenden Seele würden wir das Gemalte als „Morgenröte" oder als „Abendröte" erkennen? Man müßte einen Maler fragen, ob es in den Bildern aufsteigender oder sinkender Röten Unterschiede gäbe. Oder ist Röte gleich Röte, Abenddämmerung gleich Morgendämmerung, ein Übergangsstück eben, zwielichtigen Charakters, gleichgültig ob von der Morgen- oder Abendsonne herrührend? Vor der wirklichen Abendröte und angesichts eines wirklichen Sonnenaufgangs freilich wird niemand, der nicht völlig erstumpfte, die Verschiedenheit des Erlebnisses übersehn. Das Erlebnis der Abendröte hat immer den Stimmungston eines sozusagen weltweiten Abschiednehmens, eines großartigen Schwanenlieds, eines unaufhaltsamen Verblutens. Gegenüber der erhabenen Melancholie der Abendröte hat die Heraufkunft der Sonne den Stimmungsgehalt einer ins Knie zwingenden Majestät, wie sie keiner prachtvoller im Tonwerk verlautbart hat als Beethoven im strahlenden C-dur zu des biederen Gellert erstaunlichen Versen:

Sie kommt und leuchtet und lacht uns von Ferne
Und läuft den Weg gleich als ein Held.

So sehr hat der Sonnenaufgang mit seiner uralten Symbolik — Sieg des Lichts über die Mächte der Finsternis — seit jeher den Hochton stolzen Triumphes, daß Kunstgelehrte, die die plastischen Sinnbilder des Altertums hüten, vor mancher die Quadriga lenkenden Flügelgestalt im Zweifel sein konnten, ob sie Nike auf dem Siegeswagen oder Aurora mit dem Sonnengespann vor sich hatten. Bachofen, der Entdecker und erste kundige Deuter der Urreligionen, entwickelt geradezu eine Kosmologie der Morgenröte, darin die Sonne als Sinnbild einer ewigen todüberwindenden Verjüngung erscheint.

„An die aufgehende Sonne hat das Altertum den Gedanken einer siegreichen Überwindung des nächtlichen Dunkels angeknüpft und in dieser das Vorbild des durch den Tod vermittelten Übergangs zu einem höheren, lichtreicheren Dasein tiefsinnig erkannt. Die erhabenste Erscheinung des Kosmos erweckt in der menschlichen Seele den erhabensten aller Gedanken, die Idee der glanzreichen Wiedergeburt des dem Tode verfallenen Lebens. Herrlich wie das Naturschauspiel selbst ist diese Auffassung der allmorgendlich sich wiederholenden Palingenesie des glänzenden Himmellichts und zugleich so naheliegend und allverständlich, daß sie zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Religionen ihr Recht behauptet hat."

Indes dieser weiteste aller Gedankenwürfe soll hier nur angedeutet bleiben. (Ebenso wie nur im Vorbeigehn flüchtig der schönen Übertragung des Wortsinns gedacht sei, mit der Nietzsche den Titel „Morgenröte" einem Buche voranstellt, in dem die Schleier zweijahrtausendalter Irrlehren des Geistes über neuen Werten des Lebens sich lichten.)

*

Kehren wir zum seelisch-sinnlichen Erlebnis der Morgenröte zurück, wie es seinen mannigfarbigen Niederschlag bei unsern Dichtern gefunden hat. Es widerspricht dem, was wir oben von der metaphysischen Würde der Nacht, ihrer Traumfülle und umfangenden Mütterlichkeit sagten, durchaus nicht, wenn durch eine oft nur geringfügige Verlagerung des seelischen Standorts der vordem störende Einbruch des Lichtes zu anderer Stunde wieder als Erlösung von quälendem Spuk empfunden wird.

Da flammt's im Osten auf, o Morgenglut!
Sie steigt, sie steigt, und mit dem ersten Strahle
Strömt Wald und Heide vor Gesangesflut;
Das Leben quillt aus schäumendem Pokale,
Es klirrt die Sense, flattert Falkenbrut,
Im nahen Forste schmettern Jagdsignale,
Und wie ein Gletscher sinkt der Träume Land
Zerrinnend in des Horizontes Brand.

Digitized by Google

Diese herrliche Strophe der Annette Droste malt unübertrefflich die sinnlichere Nähe und gleichsam tönende Körperlichkeit des Wacherlebens, aber dennoch wird niemand das Mitschwingen eines Bedauerns darüber überhören, daß vor dem feurigen Licht der erhabene Traumgletscher zergeht und versinkt. — Gerade wieder Mörike ist es, der den Spuk und die Wartequal durchwachter Spätnachtstunden kennt, in deren lastendem Dunkel und fahlem Zwielicht — „ein Stündlein wohl vor Tag" — alles Feste und Gewisse unsicher und trügerisch wird. „Lieb und Treu ist wie ein Traum". „Zwischen Zweifeln" wühlt der „verstörte Sinn", geschreckt von „Nachtgespenstern", bis endlich

Um Zwei, gottlob, und um die Drei
Glänzet empor ein Hahnenschrei.

Martin Nincks, der heute wohl kundigste Führer in die Vergangenheitsabgründe altgermanischen Fühlens, macht in seinem „Wodan und germanischer Schicksalsglaube" auf die Doppelfunktion des Hahnes aufmerksam —: mit der Sichel im Schwanz ist er der Sohn der Nacht und der Späher, der die nächtlich sich regenden Geister vor dem Nahen des Tages warnt; mit dem roten Strahlenglanz ums Haupt ist er der Wecker und Rufer des Lichts. Nincks weist bei der Gelegenheit darauf hin, daß Shakespeare diese mythische Doppelfunktion des Hahnes noch gekannt hat, und bezieht sich dabei auf die Hamletverse:

Der Hahn, der als Trompeter dient dem Morgen,
Erweckt mit schmetternder und heller Kehle
Den Gott des Tages, und auf seine Mahnung ...
Eilt jeder schweifende und irre Geist
In sein Revier.

*

Wen wird es wundern, daß im brausenden Gefühl seiner göttergesegneten Jugend der frühe Goethe im Anbruch des Farben und Töne entbindenden Tages immer nur dankbar oder fassungslos überwältigt den Überschwang der Fülle erlebt! Ihm „lacht" eine weltumfangende, aufschäumende Liebe „mit dem tausendfarbigen Morgen" ins Herz —:

O Lieb, o Liebe! So golden schön,
Wie Morgenwolken auf jenen Höhn!
Du segnest herrlich das frische Feld
Im Blütendampfe die volle Welt.

Aber jeder Kundige weiß, daß ihm der aufjauchzende Seelenüberschwang einer vorbehaltlosen Selbsthingabe an die Bilder der elementaren Wirklichkeit späterhin verwehrt war zugunsten jener gleichgewichtigen Haltung, die wir geistesgeschichtlich als „klassisches" Persönlichkeitsideal kennen.

Die bedingungslose Preisgabe an die Fülle des Weltlebens ist mindestens als Drang und Temperament die (dem Klassikerwesen Goethes tieffremde) Artung des heroischen Schiller (man denke an das „Reiterlied") — als Erlebnis verwirklicht und als Haltung — auch bei Gefahr des Zerschellens der „Persönlichkeit" — bejaht aber erscheint sie recht erst bei den durch und durch pathischen Romantikern. — So gesehen könnte geradezu als das Motto für die gesamte Romantik das berühmte Morgengedicht Eichendorffs gelten:

Und das Wirren bunt und bunter
Wird ein magisch wilder Fluß,
In die schöne Welt hinunter
Lockt dich dieses Stromes Gruß.

Und ich mag mich nicht bewahren!
Weit von euch treibt mich der Wind,
Auf dem Strome will ich fahren,
Von dem Glanze selig blind!

Tausend Stimmen lockend schlagen,
Hoch Aurora flammend weht,
Fahre zu, ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht!

Hier indessen kündigt sich etwas Neues an: in den wehenden Flammen des Morgenrots erscheint das Rätselantlitz des Schicksals. Der heroisch gearteten Seele ist die Morgenröte ein Aufbruch in Abenteuer, Preisgabe und Selbstverschwendung. Mit den Worten der Edda „Niemand sieht den Abend, wenn die Norne sprach" scheint es ahnungsvoll und drohend aus ihren Flammen zu tönen.

Man muß in eigner Seele einmal den Schicksalsgehalt aufglühenden Frührots erlebt haben, um des tiefgeheimen Zusammenhangs von Morgenröte und Verhängnis inne zu werden und ahnend zu begreifen, warum es gerade das Morgenrot ist, das dem Krieger in Hauffs Gedicht die Frage aufdrängt, ob es ihm „zum frühen Tode" leuchte. (Und wer für den symbolischen Gehalt des Geschehens noch Augen hat, dem wird es nicht als sinnleerer Zufall erscheinen, daß das erste Schicksalsgefecht bei Saalfeld im Kriege Preußens gegen Napoleon, das das Opfer des durch und durch pathisch-heroischen Prinzen Louis Ferdinand forderte, ein Morgengefecht war.)

Im Weltkrieg kam bei bayrischen Truppen — wer weiß, woher? — ein Lied auf, das in plastischer Kürze den Schicksalsschauer des anbrechenden Morgens in erhabener und — wie wir glauben — echt volksliedhafter Schwermut besingt und das etwa so lautete:

Im Feld des morgens früh,
Eh noch die Nebel sanken,
Die Halme sie fallen und wanken,

Digitized by Google

Es denkt die junge Mähterin
An ihren Schatz mit frohem Sinn
Im Feld des morgens früh ...

Im Feld des morgens früh,
Der Mähtrin wird so bange,
Es wird ihr so bleich die Wange.
Ein junger Reiter stürzt vom Roß,
Die Kugel ihm die Brust durchschoß
Im Feld des morgens früh.

*

Den Blickpunkt noch einen Schritt höher genommen — oder wenn man will: noch einen Schritt tiefer in die Bilderwirklichkeit hinein — und wir stoßen in unsrer Literatur auf einen Augenblick, da sich unter den Schauern des Morgenrots nicht das Soldatengeschick eines einzelnen mehr, sondern das Schicksal Europas, ja das Schicksal der Welt offenbart. Wir meinen Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart", an dessen Schluß der überm Meer aufdämmernde Morgen dem Dichter den Mund zu einer Prophetie entriegelt, die im Schrifttum aller Völker und Zeiten kaum ihresgleichen hat und die mit folgenden Sätzen beginnt:

„Mir scheint unsre Zeit dieser weiten, ungewissen Dämmerung zu gleichen! Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen miteinander, dunkle Wolken ziehn verhängnisschwer dazwischen, ungewiß ob sie Tod oder Segen führen, die Welt liegt unten in weiter, dumpfstiller Erwartung ..."

Was nun folgt, muß bei Eichendorff selber nachgelesen werden, wo in und hinter den ungeheuren Sätzen des Sehers — wiewohl mit keinem schildernden Wort mehr erwähnt — das Morgenrot aufschwillt, die Landschaft sich verändert, und wir voll Erschütterung eine Vokausverkündung vernehmen, deren eine Hälfte sich an uns späten Nachfahren schon erfüllt hat — bis die Woge sich senkt und die wunderbare Erzählung dieses Schlußkapitels und damit die ganze Dichtung in die ruhig schlichten Worte austönt: „Die Sonne ging eben prächtig auf."

Schiller: Theater und Drama

Von Wolfram List (Speyer)

Man wird Schiller nicht den deutschen Dramatiker nennen dürfen. Diesen Rang teilt er mit Hebbel, Grillparzer, Lessing und vor allem mit Kleist. Aber er ist der große Theatraliker. An ihm wäre zu lernen, welche positive Bedeutung diesem Wort neben seiner bedenklichen zukommen kann: der Herr des Theaters und seiner Mittel.

Man muß zu diesem Bereich Schillers Zugang haben, um nicht, wie zum Beispiel die spätbürgerliche Zeit des Naturalismus, den Dichter überhaupt zu verkennen. Wir finden allerdings bei ihm nicht die anspruchsvollen Seelen- und Persönlichkeitskrämpfe dieser Zeit. Wir finden, was schwerer wiegt, bei Schiller auch nicht die zarte Treffsicherheit Goethescher Bildungen, nicht die gesteigerte Innigkeit Kleists; und das hat lange Zeit Schwierigkeiten gemacht. Kein Mensch und kein Schicksal berührt uns mit dem Gefühl heimlicher Verwandtschaft. Ihm selbst, dem weitblickenden Theoretiker, zum Trotz, ist Schiller nicht Bildner einer umfassenden reinen Menschlichkeit. Vieles in seinem dichterischen Werk ist verblaßt, was dahin zielte. Aber eine politische Zeit scheint wieder fähig, den politisch-architektonischen Dichter zu erfassen; es scheint ihr gegeben, die Berührung Schillers zu fühlen durch das immer Ergreifende bei ihm: durch die Größe der Gestalt.

*

Schiller hat das Theater unbedenklich und mit der Zweckberechnung gebraucht, die Theatralik so leicht zum Gegenteil dichterisch innerlicher Wirkung macht. Die empfindliche zarte Wahrheit des Wortes ist ihm nicht eigen. Vom Wort her gesehen, ist er rednerisch und Pathetiker. Es handelt sich nun nicht darum, diese Seite zu übersehen oder mit den Mitteln geschickter Regie wegzuretuschieren, sondern sie richtig einzuordnen. Wo Ohr und Auge des Zuschauers auf den wirklichen Schiller gelenkt werden, den Schiller der architektonisch-politischen Größe, da gliedert sich auch das Pathetische in das Gesamtbild ein. Dieses Pathetische entspringt der etwas verwegenen Rechnung mit der Wirkung der Bühne; es läßt sich an ihm auch das Zweifelhafte, das diese Wirkung haben kann, ablesen, die Neigung, augenblicksmäße Erregung und Spannung zu übersteigern.

Wie gesagt, die Berührung durch das Heimlichste fremden Wesens und Schicksals dürfen wir nicht erwarten. Anders als Shakespeare rechnet dieser große Kenner des Theaters mit der rasch vorübergehenden Wirkung, der es nicht aufs psychologische Durchdringen ankommt, sondern auf die Zuordnung zu dem Spannungszusammenhang. So finden wir zum Beispiel Wallenstein, der durch die Mischung einer mächtigen und geheimnisvollen Erscheinung die vielleicht eindrucksstärkste, am

Digitized by Google

weitesten ausstrahlende Figur Schillers ist, dauernd im Halbschatten einer gewissen Zweideutigkeit. Wir lernen ihn selbst nicht kennen, wohl aber seine Auseinandersetzung mit der Welt: Nicht nur das gärende Verhältnis zu seiner freundlichen und feindlichen Umgebung, in dem die tragische Note immer stärker durchschlägt, sondern auch sein Ringen mit den Elementen der gültigen Weltordnung. Die Ahnung eines großen menschlichen Mittelpunktes hinter diesem Ringen, dieser Auseinandersetzung, verläßt uns zwar nie. Der Gegenstand der Dichtung aber ist die Auseinandersetzung selbst, wie sie immer deutlicher überschattet wird von der einzig möglichen tragischen Lösung: dem Zerbrechen der Illusionen. Dem dient das Theater, dem ist alles zugeordnet, das Wort wie die Psychologie. Alles lebt von der Mächtigkeit der Auseinandersetzung, die man vor allem als ein groß gebautes politisches Bild begreifen muß.

Es ist allerdings nicht Schillers Absicht, das ganze Dasein politischen Kräften unterzuordnen. Im Gegenteil: man kann eine Entwicklungslinie gerade des reifen Dramatikers feststellen (von Max Piccolomini bis zur Darstellung eines in sich ruhenden natürlichen Daseins im Tell), die immer voller und gültiger das Bild des Menschen außer- und oberhalb der politischen Verflechtungen gibt. Aber entscheidend bleibt, daß die Stelle der höchsten Wirklichkeit bestimmt wird in Auseinandersetzungen, die der politischen Welt zugehören. Schiller weiß, daß Politik die gesteigerte Form menschlicher Auseinandersetzung sei. Dazu, zu einer dialektischen Darstellung jener Auseinandersetzung, dient ihm das Theater. In dieser Dialektik leben Schillers Figuren, außerhalb ihrer sind sie nicht vorhanden.

So ist es auch mit seiner gelegentlich meisterhaften Psychologie. Sie ist bei ihm keine selbständige Anschauungsrichtung, doch sie zeigt den schärfsten Blick, wo es gilt, den Menschen an die entscheidende Stelle der Dialektik zu treiben. Man denke an die Maria im Zank der Königinnen. Man muß in der politischen Auseinandersetzung ganz mitschwingen, um zu sehen, wie sich die Menschenbilder in ihr steigern. Auch um als Schauspieler die vielseitigen Möglichkeiten auszuwerten. Wenn diese Möglichkeiten voll verstanden werden, dann erfahren wir die Würde, die repräsentatives Schicksal den Menschen leiht. Das Pathos ihres sprachlichen Auftretens und damit überhaupt der kühne Gebrauch des Theatralischen sind dann begründet.

Von diesem Theatralischen wird eine Interpretation, die in die Mitte der künstlerischen Wirklichkeit führt, ausgehen müssen. Es ist oben darauf hingewiesen worden, was dieses „Theatralische", „Bühnenhafte", bedeutet, daß es keinen Verzicht auf ein großes Weltbild in sich schließt. Nur ist dieses Weltbild nicht in seinen moralisch-philosophischen Aussagen aufzufangen.

Diese unzweifelhaft theatralische Wirkung bei Schiller besagt sehr viel mehr: Wenn bei ihm eine Gestalt auch nur ihren Mund auftut, fühlen wir schon die ganze Fülle der Beziehungen und Verflechtungen, in denen sie steht; Widerstand und Bundesgemeinschaft ruft sie auf; es entsteht ein Netz von Spannungen von einmaliger Dichte, das keine toten, gleichgültigen Stellen duldet. Unter diesem Gesichtspunkt können wir uns bei Schiller an Dürer erinnert fühlen, dessen Strich auch mit gleicher Spannkraft das ganze dynamische Wesen einer lebendigen, vorschnellenden und zurückweichenden Form beschwört. Das ist die theatralische Architektur Schillers. In dieser wird das Theater nur Stätte eines großen Atems, unerhörte Geladenheit mit Willen zum Ganzen, zur Entscheidung. Nichts Bedrücktes, Beschränktes hat hier Platz. Mag der Todesgang der Maria Stuart noch so sehr mit fühlbar „theatralischen" Mitteln gestaltet, das heißt mag die Bewußtheit von Zweck und Mittel auch peinlich durchfühlbar sein, der große Zug, der Zug ins Große erfüllt das Haus.

Als Theatraliker steht Schiller in einer merkwürdigen Mitte zwischen Rhetorischem und Dichterischem. An dieser Berührungsstelle ergibt sich nun auch ein merkwürdiges Verhältnis zum Gedanklichen, und zwar so, daß dieses, wo es in Wirklichkeit geläufiges Darstellungsmittel ist, oft für den Kern der Sache angesehen worden ist. Wären die Gedanken, die ausgesprochen werden, wirklich der Kern der Sache, so wäre es sehr traurig um Schiller als Dichter bestellt; denn auch seine besten Prägungen ermangeln gänzlich der dichterisch-symbolischen Schwell- und Treibkraft, kraft deren uns in jedem weisen Werk Goethes der Mutterboden einer Gestaltenwelt gegenwärtig ist. Schillers gedankliche Prägungen stehen in einem dialektischen Zusammenhang, in dem sie weitergeschoben werden; zuletzt ist jede einzelne Weisheit nur ein Ausblick auf einem erst als Ganzes wesentlichen Weg. Das gibt der Darstellungsform des Theaters als einem ständigen Weitertreiben Sinn.

Wie dürftig demgegenüber die Vorstellung mancher „denkerischen" Ausdeuter, Schiller habe zum Beispiel die Maria Stuart gedichtet, um den Satz darzustellen, daß man Schuld durch Sühne bereinigen kann.[1] Glücklicherweise kann uns unbefangene Betrachtung auch dieses Werkes so reiche andere Gesichtspunkte zeigen, daß jene Schülervorstellungen ohne Mühe dadurch

[1] Bleibt nur noch die Frage, warum Schiller nicht gleich lieber einen moralischen Aufsatz oder eine Predigt statt eines Dramas gemacht hat.

Digitized by Google

gegenstandslos zu machen sind. Das Schuld-Sühne-Thema ist schon darum kein Schlüssel zu den 5 Akten, weil es ja schon im ersten Akt gegeben ist. Wesentlich aber ist, wie die Themen sich weiter verschieben: vor allem, daß es und wie es wirklich zu dem „ich bin Euer König" kommt, wie also die diplomatisch-taktische Verhandlungsform des ersten Aktes verlassen wird im Durchbruch des letzten Müssens. Welche Entwicklungsbilder bis dahin! Eine Königin, in deren Hand das Mittel der Gnade zur bösartigen Waffe wird, diese wieder im halben Zusammenspiel mit den allzuschlauen Freunden Marias, die Rettung so in Untergang verkehren; vor allem aber dies, wie sich das klug Gedachte, Erflehte (die Begegnung) im Augenblick der Verwirklichung als Wirklichkeit und damit so ganz andersartig darstellt. Der Tod ist dann nicht nur die logische Folge, sondern eine neue, die abschließende Haltung in dieser Folge, großartige Zusammenfassung des Bisherigen. Ebenso wie vorher die einzig schöne Stelle: „Sie geht im Zorn, sie trägt den Tod im Herzen ..." Und dann welches Bild, wenn in dieser Verschiebung die Schatten des Tragischen über dem entsetzlichen Larvenspiel am englischen Hof liegen! Man wird sich interpretierend hüten müssen, eine Szene wie zum Beispiel die Sterbeszene auf sich allein zu stellen.

In diesen Zusammenhang des Theatralischen ist überhaupt die flüssige rhetorisch-pathetische Darstellungsform einzubeziehen. Wir wissen, wie bedenklich in der Fortwirkung des Dichters gerade der rhetorische Zug gewesen ist, die Leichtigkeit mit der seinen Geschöpfen das darstellende Wort zur Verfügung steht, wobei oft Recht und Grund zu dieser sich in die Brust werfenden Darstellung zweifelhaft sind. Am auffälligsten mag an Wallenstein dieses Mißverhältnis sein, wenn er ein haltloses Schwanken zwischen Wunschtraum und Wirklichkeit hinter den hohen und leicht hohl erscheinenden Worten versteckt, die ihm mit solcher Würde vom Munde gehen. Wir haben als Buben der Würde geglaubt; als sie unhaltbar wurde, schien uns die Dichtung mit zu entgleiten.

Wir müssen die Menschen, soweit bei Schiller überhaupt die Frage nach ihnen erlaubt ist, anderswo als im Klang des Wortes suchen: eben in der Dialektik der möglichen Standpunkte und Zustände, die eine so gewaltige Architektur des Theaters bilden; eben im Theatralischen.

Ohne damit schon hier diese umfassende Dichtung in ihrer Einmaligkeit auch nur einigermaßen umschreiben zu wollen, kann angedeutet werden, welches Bild gerade der Wallenstein unter diesen Gesichtspunkten ergibt: eingezwängt zwischen seine eigenen Wünsche, aus dem Endgültigen heraußen zu bleiben und doch auf nichts zu verzichten, eingeklemmt zwischen die Terzky-Gruppe, den Schweden und Max, in dieser Lage ist Wallenstein doch mehr als ein Kreuzungspunkt fremder Willenskräfte. Er ist es eben darum, weil der Zwiespalt in ihm selbst sitzt. Und die Sprache dieses Wallensteinbildes ist allerdings herrscherliches Pathos. Als Sprache des Menschen, der eben doch trotz allen Irrens, zögernden Mitgehens die letzte Entscheidung in sich trägt, ist dieses Pathos geladen mit Strömen von Willen und Entscheidung. In diesen Zusammenhang ist auch einzuordnen seine oft merkwürdig berührende pathetische Sicherheit und Überlegenheit nach außen bei wirklicher Unentschiedenheit, ja konstitutioneller Unentschlossenheit. Die Worte, mit denen Wallenstein die Terzkys, denen er schließlich doch nach Willen handelt, als schicksalslose Abenteurer abschiebt, brauchen nicht ins Unwesentliche abzusinken. Sie sind ein Schlüssel zu der unreinen und doch großen Gestalt. Deutlich aber wird gerade aus solchen Erwägungen, wie sehr Wallenstein doch aus seinem Bezug zu den verschiedenen Seiten des Falles bestimmt wird, daß er kein eigentliches Wesen an sich ist. Dieses im Geschehen verwurzelte Wallensteinbild ist in eine Handlung gewebt, die Entschleierung, Klärung bedeutet. Wie wächst doch der Konflikt über die am Anfang der Piccolomini gezeigte Spannung von Militär und Hofverwaltung in immer vielseitigeren Windungen hinaus!

Ebenso dürfen wir uns zum Beispiel im „Tell" nicht verleiten lassen (als Leser oder als schlecht-poetische Darsteller), dem Gefäll der rednerischen Sprachform allzu vorbehaltslos zu folgen, uns also in diesem Fall in die Lyrik des Naturhaft-Biederen hineinzuknien. Was wird doch so aus dem berühmten Tell-Monolog im 4. Akt! Unerträgliches, breites, gefühlvolles Selbstbespiegeln! Und was kann doch dieser Monolog sein, wenn er richtig in den dramatisch-dialektischen Zusammenhang der Daseinsbehauptung, also ins „Politische" eingegliedert wird: Wir müssen das Stück schillerisch nehmen, das heißt den geistig-heroischen Stil heraushören. Man wird dann die Entwicklung der Schweizer als das Wachsen zum immer deutlicheren Bewußtsein der letzten eigenen Daseinsgrundlage verstehen, zu steigender Durchleuchtung der bloß dumpf gegebenen Wirklichkeit. Und zwar geschieht diese dramatische Durchleuchtung im Handeln. Dabei ist sehr fesselnd das planmäßige Reifen der Stauffacher-Gruppe; und wie dann diese Entwicklung in dem vom Schicksal gezeichneten Auserwählten, in Tell, trotzdem plötzlich gipfelt. So ist das Stück die Darstellung der reinen Tat in einem auch für Schiller ungewöhnlich erhellenden Sinn, der Tat, die eine neue Wirklichkeit schafft, nach der das Alte plötzlich einfach nicht mehr da

Digitized by Google

ist (vgl. die Szene mit dem Hochzeitszug nach der Erschießung). Sehr fein ist dann im letzten Akt die vielseitig gerechte Ausgleichung der beiden handelnden Mächte (Stauffacher-Gruppe und Tell).

*

So handelt es sich bei Schiller nicht um die Grundsätze des richtigen Handelns, sondern um das Handeln an sich. Und das ist nur als Darstellung, als leiblich dargestellte Wirklichkeit zu geben. Das ergibt Drama und Schaubühne.

Die Ordnung von Cheapside

Anmerkung zum epischen Stil, an Lichtenbergs Beispiel

Von Rolf Mayr (im Felde)

Ein Stück Prosa so zu schreiben, daß jeder Satz einen Handlungsteil, mindestens aber Bewegung enthält, ist schwer. Und doch setzt sich der epische Stil aus lauter sehnigen Satzgebärden zusammen. Ein junger Schriftsteller hat es mir einmal wortlos veranschaulicht. Einen Roman schreiben, sagt er, das ist so: er streckte den rechten Arm gerade aus, ballte die Hand zur Faust und beugte den Arm, während unter dem Rockärmel die Muskeln schwollen, langsam gegen die Schulter. Natürlich stak in dieser Gebärde ein bißchen eitle Kraftheuberei, verzeihlich nach der fohlenhaften Freude am ersten eigenen Buch; indes war dargestellt, was in Worte zu fassen der junge Mann noch nicht klar genug war. Übrigens war er wasserscheu und des Schwimmens unkundig, sonst hätte er sicherlich, was er meinte, in die Gebärde des Schwimmens übersetzt, zumal er Griechisch und Lateinisch verstand, aber vielleicht doch nicht wußte, daß die Alten Schwimmen und Schreiben, und das hieß: gut schwimmen und gut schreiben, zu den Grundtugenden des Mannes rechneten, der sich unter die Menschen zählt. Doch bei flüssiger, nur zuweilen etwas theatralisch rauschender, predigerhafter Prosa liebte er wenigstens das Rudern und war besonders stolz auf ein Sprachbild in seinem Erstlingsbuch, das einen toten Mönch in der Bahre darstellt wie folgt: „Nun, da er am Ziel war, das Kreuz in den gelben, zartknochigen Händen, ganz ruhig gestreckt, wie ein Ruderer, der sich nach hinten legt —" Ohne Zweifel, kostbar und schön.

Der Bach, der Fluß, der Strom, sind sie nicht die natürlichen Vorbilder für die Erzählung, die Novelle, den Roman? Und das immer bewegte, einmal heitere, einmal sturmzornige Meer ist es — wie bei Homer oder im Nibelungenliede — für das große Epos, worin der in Gestalten geschiedne Volksgeist handelt wie der Geist Gottes über den Sprachwassern der Lutherbibel.

Epischen Stil haben wir immer da, wo Tätigkeitswörter überwiegen, ob es der Dichter weiß oder nur fühlt; wofern er nur fühlt, er sei mit seinen Darstellungsmitteln auf der richtigen Fährte, wird er es, schaffend reifer geworden, bald wissen und diesen Stil wollen, bei jeglichem Anlaß, den er aufnimmt, ihn zu gestalten. Denn auf die Dauer gibt es ohne (wenn auch verschwiegenes) Wissen und Wollen keinen einheitlichen Stil, und erst was ein Dichter oder Schriftsteller in der Welt erfahren hat, prägt den echten unverbrüchlichen Stil, nicht den Stil anmaßlicher Snobisten, deren Sprachpantscherei auf tausend Schritt den blöden Nachahmer verrät.

Damit aber die Landschaft der Prosa vollständig sei, darf neben dem Tätigkeitswort das räumliche oder geräumige Hauptwort nicht fehlen. Philosophisch genommen stellt das Hauptwort das Sein, das Bewegungswort das Werden im Sinne von anders werden oder erstarren dar; dieses zielt von Sein zu Sein auf Verwandlung, da in unserer paradoxen Welt nichts beständiger ist als die Unbeständigkeit selbst; jenes begibt sich, wenn es genugsam gedauert hat, in die Handlung, in die Bewegung; eins löst das andere ab; der ständige Wechsel, den beide mit ihrem Gefolge von Hilfswörtern hervorbringen, das Hin und Her, Auf und Ab, Ein und Aus, der tiefe gelassene Atem guter Prosa gibt uns schon sprachkundlich das Bild des Lebens, dessen sich der Epiker auf seine Weise bemächtigt, um es sich und uns als Gleichnis, als währenden Traum, zu bewahren.

Wo aber, fragen wir nun, steht in der Landschaft der Sprache der Mensch? Beim Haupt- oder Bewegungswort oder etwa beim Eigenschaftswort? Er, nämlich der ewige Mensch, der sich unaufhörlich durch Geschlechter erfrischt und erneuert; er, der ja die Welt der Sprache aus sich herausgeboren hat, steht immer, benannt oder unbenannt, mitten in ihr, denn nicht dinglich ist unsre Sprache, sondern menschlich, und dies ist ihr unverlöschliches, wenn auch oft vergessenes Merkmal.

Hier wäre — außer der Reihe — die titanische und doch so behutsam vorgetragene Weisheit Kants zu loben, der die Dinge, die vorher einen eingebildeten Sklavenreigen um den Menschen tanzten, ganz und gar auf sich beruhen ließ als „Dinge an sich", oder im Einzelbegriff als „Ding an sich", womit, wenn auch ganz leise, für den Hellhörigen, der zwar nicht das Gras, aber Gedanken

Digitized by Google

wachsen hört, deutlich ausgesprochen war: über sie, die Dinge, wissen wir wenig oder nichts, obgleich wir sie sehen, hören, riechen, schmecken und handhaben; obgleich wir sie mit dem sechsten Sinne, dem der Transzendenz, denken, reden und schreiben; sie kommen in unsre Sinne als Fremde, als freundliche, feindliche, geliebte oder gehaßte Fremde zu Gast; wir geben ihnen Kose- oder Ekelnamen; diese Namen, uns innig vertraut von Kindheit an wie der Umgang mit den befremdlichen Dingen, sind alle, einer wie der andre und in allen Sprachen der Welt, menschliche Namen. So scheint es, weil wir uns der Dinge (alles Außermenschliche darunter begriffen) sprachlich bemächtigen, als wären sie urtümliche, abgefallene oder gegenständlich gewordene Eigenschaften von uns, im Herbst der Erkenntnis wie Baumfrucht zur Eigengestalt gereift, jener paradiesischen Stunde, da der ewige Mensch sah, daß er nackt war: so scheint es, sag ich, als kennten wir der Dinge innerstes Wesen so gut wie das unsrige.

Wir halten ein und kehren nach diesem notwendigen Umweg zum Anfang zurück, zum epischen Stil, um — was wir vorhatten — dem Leser ein klassisches Beispiel darzubieten. Es handelt sich um einen Brief, ein Stück Prosa von reinstem Wasser, das, weil es sozusagen aus dem Handgelenk geschüttelt ist, am besten zeigt, was wir meinen und das uns — wir gestehen es freimütig — den Anlaß, ja sogar den Titel zu diesem Aufsatz gab. Der Brief, aus Kew (England), und zwar am 10. Januar 1775 an Heinrich Christian Boie gerichtet, stammt von Georg Christoph Lichtenberg.

Daß wir es in unserem Exempel mit dem unwillkürlichen, will sagen, zwang- und krampflosen Sehnen- und Muskelspiel der Sprache zu tun haben, und zwar der damals wie heut so häufig geschundenen deutschen Sprache, zu deren unbestrittnen Meistern Lichtenberg zählt, braucht man dem Kenner nicht weitläufig zu versichern. Welche Freiheit aber Lichtenberg, der sonst seine Sätze um und um wandte, abschmeckte und absüßte, bis sie dem Ohre und dem Geiste wohlschmeckend waren; welche Freiheit er sich im Briefschreiben vorbehielt, muß, ehe wir das Hauptstück bringen, aus einem spätern Brief (London, den 1. Oktober 1775, ebenfalls an Freund Boie) vorausgeschickt werden:

„Hier kommen nun einige meiner Bemerkungen; nicht alle; Sie sollen künftig die übrigen haben, wenn Sie wollen; Beobachtungen und Räsonnement durcheinander und wahrscheinlicherweise mehr Ausschweifung als beide zusammen; alles, womöglich, geradeweg, ich meine in der Ordnung und mit den Ausdrücken, die mir die Laune der Minute darbietet, in welcher ich schreibe. Ich weiß, Sie verzeihen mir dieses; ich mache mich nicht gerne an Briefe, wo ich das nicht tun darf, oder vielmehr, ich schreibe sie immer lieber morgen und dann — in Ewigkeit nicht."

Das also sind die Bedingungen, die Lichtenberg von Boie, jetzt auch von uns fordert und wir, obwohl wir ihm eigentlich nichts zu gewähren haben, weil er uns beschenkt, wir gewähren ihm der Form halber alle Bedingungen in der Absicht, zu sehen und zu hören, was — nein, nicht angeborener guter Stil sei, das gibt es nirgends in der Welt, denn Stil ist Zucht! — sondern wie sich der schwer und gewissenhaft erarbeitete Stil Lichtenbergs (er befindet sich gerade in seinem 33. Jahr) sozusagen in Hemdsärmeln und Hausschuhen oder aus dem Stegreif gebärdet und ob ihm die vieljährige Dressur, die sein Meister ihm angedeihen ließ, als edle Haltung und gute Rasse schon gleichsam ins Gedankenblut eingegangen ist, so daß die anfängliche, rohe, beizeiten gebrochne Natur (das innere Barbarentum) sich in der zweiten Natur der wiedergewonnenen Unschuld des Geistes kundtut:

„Wenn es nebelt, gütiger Himmel, was für ein Ort ist Kew da! Die Nebel sind nicht allein häufiger als bei uns und am Rhein, sondern auch dicker. Der Engländer zieht den Kragen seines Überrocks über die Nase und schleicht in seinen Grillen fort, einige weissagen, andre bekehren sich, andre erschießen sich, und was tue ich? Ich sehe zuweilen stundenlang in mein Kaminfeuer, suche Geister in den Kohlen und ihre Gestalten und denke an Göttingen und an meine Freunde und Freundinnen. Wohl dem, der bei einem so schweren Himmel ein gutes Gewissen hat und nicht verliebt ist, wenigstens nicht mit bösem Prospekte, sonst schneidet er sich den Hals ab, wie Lord C., erschießt sich wie mein Nachbar neulich, oder erhenkt sich, wie am vorigen Sonnabend ein junges schönes Mädchen von sechzehn Jahren getan hat. Sehr oft aber stehe ich alsdann auf, sehe nach meinem Geldbeutel, und wenn es da auf gut Wetter steht, so nehme ich eine Kutsche und fliege für achtzehn Pence nach London. Dieses habe ich während meines hiesigen Aufenthalts nun schon vierzigmal getan. Da vergesse ich mich denn sehr leicht, und um Ihnen einigermaßen zu zeigen, daß es kaum anders möglich ist, will ich Ihnen ein flüchtiges Gemälde von einem Abend in London auf der Straße machen, das ich mündlich nicht bloß ausmalen, sondern auch noch mit einigen Gruppen vermehren will, die man nicht gern mit so dauerhafter Farbe als Tinte malt.

Ich will dazu Cheapside und Fleet street nehmen, so wie ich sie in voriger Woche, da ich des Abends etwas vor acht Uhr aus Herrn Boydells Hause nach meinem Logis ging, gefunden habe. Stellen Sie sich eine Straße vor, etwa so breit, als die Weender in Göttingen, aber, wenn ich alles zusammennehme, wohl sechsmal so lang. Auf beiden Seiten hohe Häuser mit Fenstern von Spiegelglas. Die unteren Etagen bestehen aus Butiken und scheinen ganz von Glas zu sein; viele tausende Lichter erleuchten die Silberläden, Kupferstichläden, Bücherläden, Uhren, Glas, Zinn, Gemälde, Frauenzimmerputz und Unputz, Gold, Edelgesteine, Stahlarbeit, Kaffeezimmer und Lottery Offices ohne Ende. Die Straße scheint wie zu einem Jubelfeste illuminiert, die Apotheker und Materialisten stellen Gläser, worin sich Dieterichs Kammerhusar baden könnte, mit bunten Spiritibus aus und überziehen ganze Quadratruten mit purpurrotem, gelbem, grünspangrünem und himmelblauem Licht. Die Zuckerbäcker blenden mit ihren Kronleuchtern die Augen und kitzeln mit

Digitized by Google

ihren Aufsätzen die Nasen, für weiter keine Mühe und Kosten, als daß man beide nach ihren Häusern kehrt. Da hängen Festons von spanischen Trauben, mit Ananas abwechselnd, um Pyramiden von Äpfeln und Orangen; dazwischen schlüpfen bewachende und oft nicht bewachte weißarmige Nymphen mit seidenen Hütchen und seidenen Schlenderchen. Sie werden von ihren Herren den Pasteten und Torten weislich zugesellt, um auch den gesättigten Magen lüstern zu machen und dem armen Geldbeutel seine zweitletzten Schillinge zu rauben, denn Hungrige und Reiche zu reizen wären die Pasteten mit ihrer Atmosphäre allein hinreichend. Dem ungewöhnten Auge scheint dieses alles ein Zauber. Desto mehr Vorsicht ist nötig, alles gehörig zu betrachten. Denn kaum stehen Sie still, so läuft ein Packenträger gegen Sie an und ruft: by your leave, wenn Sie schon auf der Erde liegen. In der Mitte der Straße rollt Chaise hinter Chaise, Wagen hinter Wagen und Karre hinter Karre. Durch dieses Getöse und das Sausen und Geräusch von Tausenden von Zungen und Füßen hören Sie das Geläute von Kirchtürmen, die Glocken von Postbedienten, die Orgeln, Geigen, Leiern und Tambourinen englischer Savoyarden und das Heulen derer, die an den Ecken der Gassen unter freiem Himmel Kaltes und Warmes feilhaben. Dann sehen Sie ein Lustfeuer von Hobelspänen etagenhoch auflodern in einem Kreise von jubilierenden Betteljungen, Matrosen und Spitzbuben. Auf einmal ruft einer, dem man sein Schnupftuch genommen: Stop thief! und alles rennt und drängt sich, viele nicht, um den Dieb zu haschen, sondern selbst vielleicht eine Uhr oder einen Geldbeutel zu erwischen. Ehe Sie es sich versehen, nimmt Sie ein schönes, niedlich angekleidetes Mädchen bei der Hand: Come My Lord, come along, let us drink a glass together, or I'll go with You if You please. Dann passiert ein Unglück vierzig Schritte von Ihnen. God bless me, rufen einige, poor creature, ein anderer. Da stockt's und alle Taschen müssen gewahrt werden; alles scheint Anteil an dem Unglück des Elenden zu nehmen, auf einmal lachen alle wieder, weil einer aus Versehen sich in die Gosse gelegt hat; look there, damn me, sagt ein dritter, und dann geht der Zug weiter.

Zwischendurch hören Sie vielleicht einmal ein Geschrei von Hunderten auf einmal, als wenn ein Feuer auskäme, oder ein Haus einfiele, oder ein Patriot zum Fenster herausguckt. In Göttingen geht man hin und sieht wenigstens von vierzig Schritten her an, was es gibt; hier ist man (besonders bei Nacht und in diesem Teile der Stadt, der City) froh, wenn man mit heiler Haut in einem Nebengäßchen den Sturm abwarten kann. Wo es breiter wird, da läuft alles, niemand sieht aus, als wenn er spazieren ginge, oder observierte, sondern alles scheint zu einem Sterbenden gerufen. Das ist Cheapside und Fleet street an einem Dezemberabend.

Bis hierher habe ich fast, wie man sagt, in einem Odem weg geschrieben, mit meinen Gedanken mehr auf jenen Gassen als hier. Sie werden mich also entschuldigen, wenn es sich zuweilen hart und schwer liest, es ist die Ordnung von Cheapside. Ich habe nichts übertrieben, gegenteils vieles weggelassen, was das Gemälde gehoben haben würde; unter anderem habe ich nichts von den umzirkelten Balladesängern gesagt, die in allen Winkeln einen Teil des Stromes vom Volk stagnieren machen, zum Horchen und zum Stehlen. Ferner habe ich die liederlichen Mädchen nur ein einziges Mal auftreten lassen. Dieses hätte zwischen jeder Szene und in jeder Szene wenigstens einmal geschehen müssen. Man wird alle zehn Schritte angefallen, zuweilen von Kindern von zwölf Jahren. Sie hängen sich an einen an und es ist oft unmöglich von ihnen loszukommen, ohne ihnen wenigstens etwas zu schenken. Dabei sehen sich die Vorbeigehenden nicht einmal um; das ist liberty und property. Man begreift nicht, warum diesem Unheil kein Einhalt geschieht."

Soweit das Bruchstück. Was sagen Sie, die Sie dieses Stück herrlicher Prosa schon kannten, dazu? Und Sie erst, die Sie es noch nicht kannten?

„— es ist die Ordnung von Cheapside."

Für mich ist und war dieses Satzstück immer der Blick-, der Geist-, der Seelenfang, dem man sich kaum, ohne zu verweilen, entwinden kann. Indem sich Lichtenberg nämlich, damals von Boie, jetzt oder vielmehr vorhin von uns, die Bedingung erbittet, ohne alle Bedingung zu schreiben, erfüllt er — und das ist das Wunderbare! — zugleich die strengsten Bedingungen der epischen Prosa (denn es gibt ja auch den Zwitter der „lyrischen Prosa"): im Wort, und was das Höchste und Reifste ist, selbst im Satzbau bildet er die Ordnung von Cheapside nach, seines Gegenstandes, den er damit nicht nur von der sinnlichen (was bloß Schilderung wäre), sondern auch von der transzendenten Seite her umfaßt und durchdringt, vom fühlsamen Geist her, der sich der befremdlichen Dingwelt aufnehmend, ja liebend bemächtigt und zugleich das Seinige so innig ins Fremde mischt und verwebt, daß es nicht mehr lichtenbergisch, daß es einfach rein-menschlich klingt und ganz uns, die wir lesen, zu gehören scheint wie ein eignes Erlebnis. Das aber ist doch wohl die tiefe und heilsame Täuschung der Kunst: uns einmal ganz von uns selbst abzulösen und in eine fremde Welt eingehen zu heißen wie in eine andere Haut oder Heimat, wie in einen Traum, der uns erheitert, erfrischt, erquickt oder auch ängstigt und quält, aber so, daß wir zwar mitten im Traume leben, atmen und sind, indes mit der göttlichen Befugnis, daß wir die Angst wie das Glück unterbrechen und nach Belieben wieder zu uns selbst erwachen können, wenn wir den Brief, das Buch, oder dies Heft hier aus der Hand legen, um eine Weile darüber nachzusinnen, durch welche Erinnerung, durch welchen Gedanken wir uns die fremde Welt, soferne sie uns gefällt, vertraut machen können, als wäre sie wirklich unsre Haut und Heimat und nicht der unendliche Traum eines Gottes, jenes gemeinsamen Fluchtpunktes aller menschlichen Hoffnungen, von welchem sich mit Gewißheit nichts Entscheidendes für oder wider ausmachen läßt, als daß dort — wie am Grunde der Sprache — alles nichts ist.

Digitized by Google

Betrachtung über das Metaphorische

Von Otto Urbach (Bad Pyrmont)

Drei Wissenschaften, einst so hochberühmt, daß sie zum „Trivium" vereint als die Grundwissenschaften aller Bildung und Gelehrsamkeit galten, sind heute ziemlich in Vergessenheit geraten oder mindestens ganz an den Rand gedrängt: Grammatik, Logik und Rhetorik. Grammatik ist heute kaum noch mehr als ein notwendiges Hilfsmittel zur Erlernung fremder Sprachen; Logik ist gerade noch wichtig zur Examensvorbereitung für Studierende der Philosophie und Mathematik. Und die Rhetorik? Sie ist zur „Sprechkunst" herabgesunken, lebt kümmerlich in kleinen Handbüchern zu dem Thema: „Werden Sie Redner! Lernen Sie frei und unbefangen reden!" Längst ist sie nicht mehr die große Lehre vom Schönen und Angemessenen in Poesie und Prosa. Quintilians „Unterricht in der Beredsamkeit" ist nicht mehr Lehrbuch auf unseren Schulen.

Im Kabinettschreiben Friedrichs des Großen an Staatsminister von Zedlitz vom 6. September 1779 heißt es, daß Rhetorik und Logik „eine vorzügliche und höchst notwendige Sache ist, die ein jeder Mensch in jedem Stande wissen muß und das erste Fundament bei der Erziehung der jungen Leute sein soll"; „Wegen der Rhetorik, ist der Quintilien, der muß verdeutschet und darnach in allen Schulen informieret werden."

Sang- und klanglos ist die Rhetorik samt Quintilian aus unseren Lehrplänen verschwunden, nur noch als „Aufsatzkunde" fristet die einst gefeierte Grundwissenschaft ein bescheidenes Dasein. Mit der Rhetorik aber versanken auch die „Tropen und Figuren", die unsere Großväter — nur teilweise noch unsere Väter — auf den Gymnasien genau bestimmen mußten. Wer von der jungen Generation kennt sie noch dem Namen nach? Wer kann sie noch bestimmen?

Gewöhnlich unterschied man rund ein Dutzend: 1. Metapher (im engeren Sinne), 2. Synekdoche, 3. Metonymie, 4. Autonomasie, 5. Onomatopöie, 6. Katachrese, 7. Metalepsis, 8. Epitheton, 9. Allegorie, 10. Aenigma, 11. Ironie, 12. Periphrasis, 13. Hyperbaton mit Anastrophe, 14. Hyperbel.

Wenigstens einige müssen wir kurz erläutern. Die Metapher (im engeren Sinne) setzt das Bild für den Gegenstand: Des Lebens Mai, süßer Schlaf, Wein ist aufgefangener Sonnenschein. — Die Synekdoche setzt das Besondere für das Allgemeine, den Teil für das Ganze: Unser tägliches Brot, der heimische Herd. — Metonymie ist eine Umbenennung durch Vertauschung innerlich aufeinander bezogener Dinge: Zeppelin (für Luftschiff), ganz Berlin war dort (statt alle Berliner), Lorbeeren ernten. — Die Katachrese ist eine eigentlich „mißbräuchliche", aber aus stilistischen Gründen trotzdem erlaubte Verwendung von Ausdrücken: Stuhlbein, Fuß des Berges, Elbflorenz. — Die Ironie ist bekannt, wir brauchen sie nicht zu erläutern: Man weiß, um welcher „Tugend" willen Anna von Boleyn das Schafott bestieg. — Die Paraphrase oder Umschreibung bezeichnet eine Sache nicht unmittelbar, sondern durch Aufzählung mehrerer Merkmale: Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn . . .? — Die Hyperbel ist eine gewollte Übertreibung: Jedermann kennt Schillers Tell; wer deine Nase mißt, stirbt, eh' er fertig ist. —

Aus Gründen der Stilschulung ist es zu bedauern, daß nur noch wenige deutsche Schriftsteller die „Tropen" genauer kennen. Es ist allerdings zuzugeben, daß es weder eine feste Abgrenzung der einzelnen Tropen, noch eine einwandfreie Einteilung gibt. Die Arten überschneiden sich.

Jede Trope ist ihrem Wesen nach Metapher, das heißt Übertragung, Vertauschung der nächstliegenden, eigentlichen Benennung mit einem fernerliegenden und uneigentlichen Ausdrucke. Statt zu sagen: „Der Wagen wurde rasch vorwärts bewegt", sagen wir metaphorisch: „Der Wagen flog nur so dahin" — obwohl wir wissen, daß ein Wagen keine Wildente ist.

In einer Novelle führt uns Tieck einen Kritiker vor, der allem Metaphorischen entgehen möchte. „Wenn der Mensch einen Gegenstand mit einem anderen vergleicht, so lügt er schon. ‚Der Morgen streut Rosen.' Gibt es etwas Dümmeres! ‚Die Sonne taucht ins Meer.' Fratzen. ‚Der Wein glüht purpurn.' Narrenpossen. ‚Der Morgen erwacht.' Es gibt keine Morgen. Wie kann er schlafen? Er ist ja nichts als die Stunde, in der die Sonne aufgeht. Verflucht! Die Sonne geht ja nicht auf; auch das ist schon Unsinn und Poesie. O dürfte ich nur einmal über die Sprache her und sie so recht säubern und ausfegen! O verdammt! Ausfegen! Man kann in dieser lügenden Welt es nicht lassen, Unsinn zu sprechen!" — Dieser arme Mann in Tiecks Novelle hat recht — mit der Einschränkung freilich, daß die „Welt" nicht lügen kann!

Wir sprechen fortgesetzt etwas aus, was streng genommen vollendeter Unsinn ist. Nicht nur daß die Dichter Berge im Nebel „ruhen", Wald und Wiesen „träumen" und den Morgen am Kammerfenster „vorübergehen" lassen — so etwas sind wir von den Launen der Dichter gewohnt. Aber daß wir im nüchternen Alltag eine elektrische Glühlampe als „Birne" bezeichnen, eine Schraubenart als „Mutter", einen gewissen Schraubenschlüssel — wie sage ich? „Schlüssel"? — „Engländer"; daß wir von Schiffsrumpf, Zahnrädern, Landzungen, Bergkämmen, Bergrücken, Schulterblatt sprechen, ist nicht mehr als dichterische Freiheit anzusehen!

Und wie überschneiden sich nun die Anschauungen!

Digitized by Google

Hölzernes Eisen gibt es nicht, aber ein eiserner Schornstein — also eiserner Stein — ist denkbar. Daß ein Schlosser mittels eines Engländers die Mutter fester anzieht, ist immerhin vorstellbar —, aber daß einem tibetanische Sitten spanisch vorkommen, daß ein Flieger auf einem See notlandet, ein Unterseeboot unter Wasser dahinfliegt, Bergketten (ohne zu verrosten) im Regen liegen und ein Landrat (ganz ungeometrisch) an der Spitze seines Kreises steht? Es dürfte nicht schwerfallen, so ziemlich jeden Satz, der gesprochen oder geschrieben wird, in Unsinn aufzulösen! Kann man beispielsweise einen „Satz" aussprechen oder niederschreiben? Ist nicht ein Satz (mittelhochdeutsch: saz) eigentlich ein Ort, wo etwas „sitzt"? Wie kann man einen solchen Ort aussprechen?

Wir flüchten uns in die Welt der strengen Wissenschaft, und siehe: das Metaphorische ist auch da! Die Naturwissenschaft hält in vielen namhaften Vertretern an der Entwicklungslehre fest. Sie spricht vom Kampf ums Dasein und von Auslese des Lebenstüchtigen. Entwicklung? Was wird denn entwickelt, also ausgewickelt? War denn die Welt jemals eingewickelt? Was heißt im strengen Wortsinne Auslese? Kampf ums Dasein? Die Entwicklungslehre spricht vom Stammbaum der Tiere. Was heißt hier Baum? Was Stamm? Die Entwicklungslehre ist also eine metaphorische Hypothese! Die Physik und Chemie spricht von Naturgesetz, Kraft und Stoff. Seit wann gibt es in der Natur Gesetze? Ist sie ein Staat? Und was heißt Gesetz? Wer hat denn etwas gesetzt? Kraft fühlen wir in den Muskeln, aber was ist Naturkraft? Stoff wird vom Schneider verarbeitet. Was aber ist in der Natur „Stoff"? Gewiß, man weiß so etwas oder besser: man fühlt dunkel, was damit gemeint sein kann. Aber nachdenken dürfen wir dem Begriff nicht allzusehr, vor allem dürfen wir uns die Bilder, die hinter den Wörtern stehen, unter keinen Umständen vorstellen, sonst umfängt uns die Welt eines mehr oder weniger holden Wahnsinns. Kraft, Stoff, Kraftfeld, Kraftlinien, Anziehung, Abstoßung, Ablenkung, Welle, Schwingung, Strahlung — sind, wenn wir genauer hinsehen, Bilder, nichts als Bilder, und zwar Bilder, die uns oft genug irreführen. Überall Bilder, die uns zu immer neuen Vergleichen drängen, die vielleicht alles andere eher als richtig sind!

*

Von dem großen Physiker Helmholtz wird erzählt, daß er nach seinen vielen Untersuchungen über den Schall schließlich keine Musik mehr anhören konnte, weil ihn die Obertöne immerfort störten. Das Ohr war bei ihm überfein geworden. Ähnlich kann es einem ergehen, wenn man überall die Metaphern sich ausmalt und wirklich nacherlebt. Wir verstehen Paul Valérys Mißtrauen gegen das „Wort". „Ich mißtraue allen Worten, denn die geringste Überlegung läßt es absurd erscheinen, ihnen zu trauen. Ich bin, Gott sei's geklagt, so weit gekommen, die Worte, mit denen wir so leichten Fußes durch den Raum schreiten, mit leichten Planken zu vergleichen, die über einen Abgrund den flüchtigen Übergang aber kein Verweilen dulden." Wollte man auf den Wortplanken auch nur einen Augenblick länger als unbedingt notwendig verweilen, so würden sie brechen und alles Gedachte in den Abgrund reißen. Valéry steht gleichsam unter der Macht eines Dämons der Klarheit und der rationalen Durchsichtigkeit. Er glaubt, eine neue Wissenschaft von der Sprache entdeckt zu haben.

Das Anliegen Valérys muß jeden irgendwann einmal tief erschüttern, der mit der Sprache umgeht. Valéry sagt einmal über Lionardo: „Er hinterläßt die Trümmer irgendwelcher unbekannten Spiele. Unaussprechliche Spiele, die sich im Seeleninnern vollziehen, auf die man nur in Analogien anspielen kann." Berührt er damit nicht vielleicht das Geheimnis des Denkvorgangs überhaupt? Sind nicht das Denken, die Gedanken, sind nicht die als Ausdruck von Gedanken ausgesprochenen Sätze „Metaphern", also „Trümmer irgendwelcher unbekannten Spiele ... die sich im Seeleninnern vollziehen?" —

Goethe sagt: „Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist." Er löst damit das schwierige Problem des metaphorischen Redens und Denkens auf einfache Weise. Alles, was der Mensch noch nicht begreift, aber doch begreifen möchte, versucht er zu personifizieren, das heißt zu vermenschlichen, sich ähnlich zu machen. Giovanni Battista Vico nennt die Metaphern „Sprachmenschwerdungen der Natur". Die Sonne schießt Strahlen (Pfeile!), lacht, blickt, verbirgt sich — wie ein Mensch. Sie geht auf, steigt höher, sinkt, geht unter — wie ein Mensch. Ähnlich: Vögel singen, auch die Täler singen, die Himmel erzählen die Ehre Gottes. Die Natur verhält sich als Ganzes und in ihren Teilen wie der Mensch. Die „Sprachmenschwerdung der Natur" ist die ursprüngliche Vorstellungsform, denn alles Denken vollzieht sich in Bildern — das kommt uns freilich infolge der langen Gewöhnung nicht mehr recht zum Bewußtsein —, nur wenn uns ein Ausdruck ungewohnt ist, kommt er uns noch komisch vor und reizt zum Lachen. Denken wir an die Scherzfragen dieser Art: „Wieviele Äpfel gehen auf ein Pfund? Gar keine, denn der Apfel hat doch keine Füße."

Alfred Biese, der 1893 eine „Philosophie des Metaphorischen in Grundlinien dargestellt" veröffentlichte, wies auf das Metaphorische in der kindlichen Phantasie hin. „Unablässig arbeitet die kindliche Phantasie, um allem

Digitized by Google

Leblosen Leben zu verleihen, das Stück Holz in einen Hund oder in ein anderes Tier oder in einen Menschen zu verwandeln. Alles, was an Trieben und Empfindungen es in sich regsam fühlt, Hunger und Durst oder Zorn oder Freude, wird auf das tote Objekt von dem kleinen lebensvollen Zentrum aus übertragen." Hier haben wir die einfache Wurzel, aus dem das Metaphorische in seiner bunten Vielgestalt herausgewachsen ist. Die anthropozentrische Nötigung treibt zur Metapher. Wenn wir eine Nuß taub, eine Straße tot, eine Entschuldigung lahm nennen, so handeln wir auf einer höheren Ebene des Denkens nicht viel anders als das Kind, das die Puppe vom Kuchen mitessen läßt. Ein etwa vierjähriges Kind meinte, als es zum ersten Male einen Wolkenbruch sah: „O Papa, im Himmel ist die Wasserleitung geplatzt." Es hatte kurz vorher einen Rohrbruch im Hause miterlebt und bezog nun das Bekannte auf das Unbekannte. Handelte der Mensch um 1880 anders, wenn er die elektrische Lampe als „Glühbirne" oder kurzweg als „Birne" bezeichnete?

Das Wesen des Metaphorischen besteht seinem Ursprunge nach darin, daß der Mensch etwas ihm bis dahin Unbekanntes in Beziehung zu seiner bisherigen Anschauungs- und Vorstellungswelt bringt. Wären an unseren Obstbäumen nicht zufällig Birnen, sondern Bananen oder Feigen gewachsen, so würden wir wahrscheinlich von elektrischen Glühbananen oder Glühfeigen sprechen! Das Metaphorische ist die lebensvolle Betätigung schöpferischer Phantasie. Das gilt auch von der Entstehung der Begriffswörter. Schon Locke erkannte, daß alle Begriffsbenennungen ursprünglich Metaphern waren, von denen uns freilich das Bewußtsein des Metaphorischen nahezu verschwunden ist. Ein Missionar erzählt, daß der Sprache eines von ihm betreuten primitiven Volkes noch jeder Begriff für „glauben" fehlte. Wie sollte er seinen Zöglingen die Grundlehre: „Ich glaube an Gott" begreiflich machen? Seinen Bemühungen, das Gemeinte zu verdeutlichen, kam die schöpferische Phantasie seiner Zöglinge entgegen; sie fand den Ausdruck: „Ich sehe Gott mit dem Herzen." In ähnlicher Weise entstanden alle Begriffswörter, auch „Begriff" selbst (von begreifen, umgreifen, betasten), ferner zum Beispiel Angst (von Enge), Elend (von Ausland), Beschwerde (von drückender, schwerer Last).—

*

Die unbekannten, unaussprechlichen innerseelischen Spiele, deren Trümmer die Wörter und Worte sind, haben diesen Inhalt: sie verleiblichen das Geistige und vergeistigen das Körperliche, sie verinnerlichen das Äußerliche und veräußerlichen das Innerliche. In der Metonymie werden Raum und Zeitverhältnisse miteinander vertauscht: „So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken" (statt die Menschen meines Jahrhunderts); oder Ursache und Wirkung: „Hütten, um die der Landmann stille Schatten pflanzt" (statt: Bäume); oder Stoff und Sache: „Das tödliche Blei" (statt: Bleikugel); oder Sinnbild und Begriff: „Der Kampf um die Krone." Oder der Begriff tritt ein für die wirklichen Dinge: „Wir haben ihn mit Liebe umgeben." Kurzum: Paul Valéry weist auf etwas grundlegend Wichtiges, wenn er sagt: „Das Wesen des Menschen ist das Bewußtsein. Das Wesen des Bewußtseins ist die beständige Entleerung, ein Sichloslösen von allem, was darin erscheint... Alle Dinge werden austauschbar." Ist das vielleicht — wie ein Valéry-Kenner geistvoll bemerkt hat — die „nördlichste Grenze" des Bewußtseins? Das Bewußtsein zertrümmert im metaphorischen Denken und Reden alle seine Inhalte und überlebt trotzdem das eigentlich nun zu erwartende Chaos. Mit gewissem Rechte kann Valéry deshalb sagen: „Am Ende war das Wort."

Im Metaphorischen sind alle Dinge austauschbar und verknüpfbar. „Adel" ist auch in der sittlichen Welt, „Rosen" verbinden sich nicht nur mit Lauben und Vasen, sondern auch mit Launen, die Erde wird zur Urmutter, die Liebe hat einen Mantel, mit dem sie manches zudeckt, das Kreuz vertritt das Leid, Tugend sogar das Laster (so in der Ironie), Vergleiche fangen an zu hinken, Redezeichen werden Gänsefüßchen und ein Buch hat Eselsohren... „Das Geistreiche ruht vornehmlich auf geschickt und überraschend gewonnener Analogie", meint Biese. Auf dem überraschenden Vergleich und auf der überraschenden Verknüpfung der Dinge beruht auch Nietzsches Sprachkunst, die — wie wir ehrlich zugeben wollen — oft mehr blendet als erleuchtet.

*

Das Metaphorische beherrscht unser gesamtes Denken. Die uns oft wunderlich und kraus erscheinenden Mythen der alten Völker, zum Beispiel die Sagen von der Weltentstehung und der Geburt der Götter, sind uns häufig deshalb so unverständlich, weil wir das Metaphorische in ihnen nicht mehr verstehen und deuten können. So wenn wir die uns heute wunderlich erscheinenden Mythen um Persephone und Pan betrachten. So wenn die alten Chinesen die Welt aus der Mischung der gegensätzlichen Prinzipien des Männlichen (Yin) und des Weiblichen (Yang) zu erklären suchten. Oder wenn antike Denker das Wasser oder das Feuer für das Prinzip der Welt hielten. Ist unser heutiges Reden von Kraft und Stoff weniger metaphorisch oder mythisch? Werden wir uns des „Bildlichen" und „Mythologischen" nicht bewußt, wenn wir von Korpuskularstrahlungen — also Strahlungsarten, die aus Strömungen von Materie-

Digitized by Google

teilchen bestehen — reden? Oder von Wellentheorien? Oder von der Radialflucht der Weltnebel? Oder vom Weltäther? Sind das nicht alles Metaphern, die uns zur Mythenbildung verführen? — Plato glaubte an ein „Reich" der Ideen, Leibniz an das System der Monaden — beide kamen über das Metaphorische nicht hinaus. Wer ist je darüber hinausgekommen? Manche Philosophen sprechen von Allbeseelung, Weltseele und übertragen damit unsere Leib-Seele-Erfahrung einfach auf das All. Kant sagt mit schonungsloser Offenheit: „Wir mögen unsere Begriffe noch so hoch anlegen und dabei noch so sehr von der Sinnlichkeit abstrahieren, so hängen ihnen doch immer bildliche Vorstellungen an, deren eigentliche Bestimmung es ist, sie, die sonst nicht von der Erfahrung abgeleitet sind, zum Erfahrungsgebrauche tauglich zu machen." Ja, immer hängen die bildlichen Vorstellungen an den Begriffsbezeichnungen, auch wenn wir beispielsweise von den Grenzen der Vernunft, von der Welt als Wille und Vorstellung, von der Philosophie des Unbewußten, vom Ding an sich sprechen. Freilich erkennt man das Metaphorische und damit letztlich doch irgendwie Mythische jeder Wissenschaft und jeder Philosophie erst dann, wenn das dieses Metaphorische tragende System überwunden ist.

Unfaßbar, das heißt „nur andeutbar", liegt hinter den Metaphern das Gemeinte. Das Ding an sich entzieht sich unserem Zugriff. Doch — was heißt Ding an sich? Kann man da noch eigentlich vom „Ding" reden? Oder sind die Metaphern vielleicht ebenso wahr wie die Begriffe an sich? Goethe meinte, daß wir in den Metaphern bereits das Wesentliche hätten. Kern und Schale seien im All eines und dasselbe, denn die Natur sei beides mit einem Male. „Und deines Geistes höchster Feuerflug hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug." Ist das wirklich so? Oder liegt das Wesentliche doch hinter den Metaphern, jenseits des Gleichnisses? Wer will das sagen? Unser Denken landet schließlich in dieser Gegensätzlichkeit, in der sich seine ganze Fragwürdigkeit offenbart. Diese hat recht: „Das Denken und Dichten wird allezeit metaphorisch bleiben. Das ist seine Grenze und seine Größe, das ist das Anthropozentrische und das Göttliche im Menschen."

Zum Werk Josef Leitgebs

Von Nora Tinnefeld (Düsseldorf)

Ein Dreifaches ist es, mit dem uns jede echte Dichtung beschenkt. Zuerst einmal will sie einfach erzählen von den Dingen und Ereignissen, will uns das Welttheater zeigen. Dann hebt die formende Hand des Dichters das Stoffliche in die Gestalt und schafft so das Kunstwerk als ein völlig Neues. Zuletzt aber wünschen wir uns heimlich von jedem Dichter, daß er wie in alter Zeit ein Weiser und ein Sehender sei, der uns das Rätsel des Lebens ein wenig erhellt.

Es ist seltsam, daß in unserer schnellebigen Zeit die Dichtung das Rätsel des Lebens im stillen und verborgenen Geschehen deutet. Aber es ist wohl gut und recht so, denn die Quellen, die das Leben speisen, steigen auch aus Verborgenheit und Stille.

Das Werk Josef Leitgebs, auch er gehört zu diesen Dichtern des verborgenen Lebens, ist noch nicht sehr groß. Der Dichter — er ist 1897 geboren — lebt im Süden, in Innsbruck, und die herbe Art dieser Landschaft wird in seinem Werk spürbar. Einige schmale Gedichtbände und zwei Prosawerke hat er uns geschenkt. Bekannt geworden ist vor allem sein Roman „Christian und Brigitte". Die Fabel ist schnell erzählt: Ein junger Volksschullehrer kommt in ein Gebirgsdorf. Er ist in jungen Jahren in den Krieg gezogen, und nun kann er sich im bürgerlichen Leben nicht wieder zurechtfinden. Hier im Bergdorf glaubt er ein neues Leben führen zu können. Er lebt mit den Bauern und den Kindern, den Bergen und den Wäldern. Die liebende Hingabe des Mädchens Brigitte, das ihm im Bergdorf begegnet, hält ihn, das unruhige Blut aber lockt in die Ferne. Er reißt sich los, trunken von der Herrlichkeit der Welt, und muß am Ende doch wieder heimkehren in das stille Dorf, in die begrenzte Welt, die nur in der Liebe grenzenlos ist. In dieses Geschehen hat der Dichter das Leben im Dorf, das Schicksal der Bauern und der Dorfmädchen, den steten Ablauf der Jahreszeiten, Gewalt und Schönheit der Natur gefügt.

Die „Kinderlegende" spielt im 17. Jahrhundert und läßt aus den verstaubten Akten eines Hexenprozesses die zarte Gestalt eines Knaben erstehen, der in die Welt wandert und nach den Wundern des Daseins sucht. Er liebt die Tiere und die Natur, und in dieser Liebe hat er Gewalt über die Kreatur. Die Menschen aber, dumpf und dem Natürlichen entfremdet, sehen darin Zauberei und Teufelsspuk. Sie machen ihm den Prozeß.

In dem schönen Gedichtband „Musik der Landschaft" weiß der Dichter zu singen von Himmel und Erde, von Wundern und Freuden, von Zauber und Schönheit der Natur. Seltsam stehen heidnischer Erdmythos und Götterkult, Mutter Erde und Pan neben christlichem

Digitized by Google

Erlösungsglauben in der Weihnacht und österlicher Freude. Ländliche Bilder, die an Vergil gemahnen, stehen neben Versen von hölderlinisch schwermütiger Schönheit.
Die letzten Gedichte schließlich, die „Läuterungen", schildern einen Lebensweg in einem Zyklus von Gedichten.

*

Es ist wohl mehr als ein ehrfürchtiger Gruß, wenn in den Gedichten „Musik der Landschaft" ein Gedicht an Georg Trakl steht. Denn die zauberische Schönheit der Gedichte Trakls lebt auch in diesen Versen. Alles Gedankliche ist ins Bild gehoben und leuchtet farbig vor uns auf. Das Malerische und das Musikalische sind hier verwoben in ein Ganzes.
Die „Läuterungen", die wie eine Parallele zu dem Roman „Christian und Brigitte" erscheinen, sind ein Kranz von Sonetten. Dieser Gedichtband ist im Gegensatz zu dem andern mehr reflektierend und nicht bildhaft. Die Sprache hat nicht den berauschten Ton der Freude, die Kühnheit des neu gefundenen Bildes, sie ist gedanklich und einfach erzählend. Nur manchmal erwächst aus dem erzählenden Wort wieder das deutende Bild. So steht ein Gedicht wie dies, das in seiner spielerischen Art fast an ein Couplet erinnert:

... Justitia, der man den Blick verbindet,

Ich habe deine Codices studiert,
Und weiß nun endlich, was ich längst gewußt,
Daß jeder den Prozeß mit dir verliert,
Weil du die Augen zubehalten mußt.

Zum Doktor juris bin ich promoviert,
Ist nicht ein jeder Titel auch Verlust?

neben einem andern, dessen feierlicher Klang uns hinweghebt in festliche Stunden:

Laß uns trinken, Geliebte, wie Liebende trinken den Wein.
Sie trinken ihn und schweigen. Nichts mehr gilt
Das Wort vor ihrem stummen Ich-und-Du.
Sie lächeln sich im dunklen Weine zu,
Und sind einander Bild und Spiegelbild.

Sie sehn es zittern, wenn das Glas erbebt,
In eins zusammenfließen und vergehn.
Da ist's, als hätten sie den Tod gesehn
Und dennoch nie so grenzenlos gelebt.

Auch in dem scheinbar so leicht und übersprudelnd erzählten Roman „Christian und Brigitte" waltet die formende Hand. Leitgeb beginnt geschickt mit dem Ende. Das Mädchen Brigitte sitzt mit dem Kind im Anger hinter dem Haus. Sie denkt zurück an den Beginn, als Christian sie zuerst sah, und nun gehen wir mit ihr den ganzen Weg, durch alle Freude und alles Leid, mitgerissen vom Gang des Lebens wie sie, bis wir am Ende wie Brigitte aus dem Traum erwachen und im Garten sitzen. Und dann löst der Dichter die Spannung in uns und dem Mädchen. Christian kommt zurück und sieht nur staunend auf das Kind, von dem er nicht gewußt. —
Die alte Form der Rahmenerzählung taucht hier, etwas abgewandelt, wieder auf. Sie macht das Erzählen leichter und natürlicher. Die Bildhaftigkeit der frühen Gedichte und die Gedanklichkeit der Sonette klingen in diesem Roman wunderbar ineinander. Alltägliche Dinge führen uns zu besinnlicher Betrachtung: Christian und Brigitte essen eine Apfelsine. Christian steckt die Frucht ganz in den Mund, daß der Saft nach allen Seiten spritzt. Er will den vollen Genuß auf einmal. So möchte er auch das Leben austrinken. Brigitte aber steckt zierlich jedes Stückchen in den Mund. Bei ihr ist alles in der rechten Ordnung. „Und wozu hätte wohl auch Gott die Stückchen durch die Haut getrennt."
Die „Kinderlegende" ist eine historische Erzählung, und es gelingt Leitgeb, uns in den Geist dieser vergangenen Zeit zu versetzen. Das Ewig-Menschliche, das uns und den Menschen einer vergangenen Zeit gemeinsam ist, läßt er lebendig werden. So gelingt es dem Dichter, ohne jedes Zeitkolorit uns zurückzuversetzen in die Zeit der Hexenprozesse. Auch in diesem Buch ist die Sprache neu und eigen-artig. Wir finden Bilder von einer kühnen Schönheit: „Der Morgenwind blies einen Stern nach dem andern aus, flog über den Schläfer hin und nahm mit jedem Darüberstreichen eine Hülle mit, bis der Schlaf so dünn wurde, daß die entlasteten Lider sich plötzlich von selber hoben."
Aber das ist es ja nicht, was uns an ein Kunstwerk bindet, daß wir lauschend sein Gesetz erkennen; daß wir es lieben müssen, das ist es. Es soll eine Macht und ein Trost in unserm Leben sein, wir spüren im Werk immer wieder die Ehrfurcht des Menschen vor dem Leben in seiner ganzen Vielfalt und vor Gott. So lieben wir die Bücher des Dichters Josef Leitgeb. Lebendig stehen seine Gestalten vor uns. Wir müssen die Mädchenfrau Brigitte lieben und auch den Stürmer Christian. Und neben ihnen die ergreifende Gestalt des Knaben Lienhard. Lebensfreude und Welttrunkenheit strahlen uns entgegen aus den Gedichten. Über seinem ganzen Werk aber steht wie ein Symbol das Wort, das seinem letzten Buch den Namen gab: Läuterung. Läuterung ist allen Lebens Ziel.

Bücher von Josef Leitgeb:

„Kinderlegende." Salzburg 1934, O. Müller.
„Musik der Landschaft." Berlin 1935, Die Rabenpresse.
„Christian und Brigitte." Salzburg 1937, O. Müller.
„Läuterungen." Salzburg 1938, O. Müller.

Digitized by Google

Zwischen Ende und Beginn

Betrachtungen über ein Buch zur Krise des Religiösen

Von Jorg Lampe (im Felde)

Unter den zahlreichen Schriften zur Krise des Religiösen und darüber hinaus zur geistigen Wende unserer Tage verdient das Buch von Martin Hieronimi: „Zwischen Ende und Beginn" (Frankfurt a. M. 1940, Moritz Diesterweg, 141 S.) besondere Beachtung, weil es ernsthaft und frei von Anmaßung an die Fragen dieser Zeit herangeht, ohne sich auf den Bahnen irgendeines bereits gegebenen Schemas zu bewegen. Schon der Titel läßt erkennen, daß der Verfasser keinen Anspruch erhebt, eine endgültige Lösung vorzutragen oder auch nur anzudeuten. Es kommt ihm vielmehr gerade auf den Mut an zu einem Zwischenzustand, darauf also, daß der Mensch nicht einfach in alte Formeln fliehen oder sich aus neuen eine ebenso billige wie dürftige Unterkunft errichten soll. Wenn Hieronimi an einer Stelle (S. 62) sagt: „Die religiöse Krise hat heute einen Abschnitt erreicht, in dem es nicht mehr um die Frage geht: ‚Wie werde ich glücklich?', sondern um die weit wesentlichere: ‚Wie bleibe ich ehrlich?', so ist mit diesem Satz so ungefähr der Tenor der ganzen Arbeit angeschlagen.

Man ist durchaus nicht etwa mit allen Thesen des Buches einverstanden, ja, es kann nicht einmal behauptet werden, daß seine kritischen Entscheidungen den Kern der religiösen Frage träfen, weil sie im Grunde mehr Form- als eben Kernkritik betreiben. Dessenungeachtet wirken die Gedankengänge des Verfassers erfrischend und belebend, und sie enthalten so viel sachlich Richtiges, daß ein jeder Leser, der sich nur selber ehrlich um Klarheit müht, so manche Anregung daraus empfangen kann. Doch nun zum Inhalt.

Hieronimi gliedert sein Buch in drei Hauptabschnitte: „Asche", „Strohfeuer" und „Flammen", womit er das Gestorbene, das bloß krampfhaft Gewollte und schließlich die echten Bewegungskräfte unserer Zeit meint. Die Frage des Religiösen stellt sich ihm als die nach dem Christlichen, das er wieder als mit dem Kirchlichen identisch nimmt. Doch hat schon diese Prämisse, obgleich sie landesüblich ist, nur eine bedingte Berechtigung. Sie mag gelten, wenn man das Religiöse als einen historischen und soziologischen Faktor auffaßt. Erstens hat es in Deutschland nur eine kirchenchristliche Bedeutungsweise der Religion gegeben, und zweitens ist die Religion als eine organisierte gesellschaftliche Macht, als „Führungs"-Träger, wohl überhaupt nur in der Form der Kirche darstellbar. Setzt man infolgedessen die Religion mit einem systematisch wie moralisch aufgezogenen Bekenntnisglauben gleich, dann wird sie in der Tat zur Kirche, so daß sich beide Begriffe in der Praxis nicht mehr voneinander trennen lassen.

Es muß jedoch bezweifelt, ja bestritten werden, daß damit auch schon die Frage nach dem Verhältnis zwischen Christentum und Kirche eine befriedigende Antwort findet. Wohl sind beide geschichtlich sozusagen eine Ehe eingegangen, doch ist damit noch keine Gleichheit ihrer Werte ausgesprochen. Unbestreitbar ist die Kirche eine Form des Christlichen, doch warum soll sie nicht nur eine Phase, eine zeitlich abgemessene Existenzbedingung seines lebendigen Gehaltes sein? Dem scheint zwar der Charakter der sogenannten Stiftung der Kirche zu widersprechen, doch dürfte kaum der Nachweis zu erbringen sein, daß diese Stiftung nicht symbolisch zu bewerten ist, und daß sie ferner nicht die „unsichtbare" Kirche statt der historisch gewordenen betrifft. Wer also will behaupten, daß der Gehalt des Christlichen mit dem Inhalt des Kirchenchristentums erschöpft und somit nicht imstande sei, sich eine neue Form zu bilden?

Dies alles sind Fragen, die der Verfasser unseres Buches unerörtert läßt, denn er begnügt sich gewissermaßen mit dem Tatsächlichen, mit der Realität des Kirchenchristentums und setzt sich lediglich mit diesem auseinander, ohne allerdings klare Grenzen nach den Problemen seines lebendigen Gehaltes hin zu ziehen. Er greift vielmehr verschiedentlich auf sie zurück, wobei ihm notgedrungen Fehler unterlaufen müssen, weil man mit Streiflichtern und von außen her unmöglich an das Lebendige herankommt.

Für Hieronimi ist das Kirchenchristentum die Religion, und er trägt damit dem offensichtlichen Tatbestand des Religiösen in unserer Zeit durchaus gebührend Rechnung. Überlassen wir ihm darum das Feld des Religiösen, indem wir diesen Begriff nicht etwa neuerdings in einer vom allgemeinen Sprach- und Denkgebrauch verschiedenen Weise auszulegen trachten. Eins muß jedoch mit aller Entschiedenheit festgehalten werden. Bilden Religion, Christentum und Kirche eine Einheit, dann sind sie alle drei nur relative Erscheinungsformen des Christlichen. Dann hat die Religion als systematische Bekenntnisweise und das Christentum als die Kirchenform des Christlichen zu gelten, und einzig gegen sie hat Hieronimi seine Kritik gerichtet; nur sie erfaßt er, weil ja auch sie allein begreifbar und damit greifbar ist.

Folgen wir nun kurz dem Gedankengang des Buches, so setzt sich der Verfasser zunächst einmal im Abschnitt

Digitized by Google

„Asche" mit dem Toten auseinander, mit jenem längst verstorbenen „Abendland", den Anwürfen gegen die Wißbegier des Menschengeistes und jenem falschen Universalismus, der auf die Fiktion einer absoluten Moral und einer allzu wörtlich und vordergründig aufgefaßten Gleichheit der Menschen vor Gott gegründet ist. Daß sich der Glaube an eine solche Gleichheit durchaus mit der bewußten Bejahung der natürlichen Ungleichheit der Menschen verträgt, ja, daß er erst durch sie bedeutsam und wirklich wird, bleibt unerwähnt, weil Hieronimi ja eben nicht an der christlichen Idee als solcher, sondern nur an ihrer Nutzanwendung, an ihrer praktischen Gebrauchsform innerhalb der Kirche mißt. Von hier aus hat er freilich recht, wenn er behauptet: „Trotz der offensichtlichen Unbeweisbarkeit dieser (Gleichheits-)These ist sie vom Christentum zur Richtschnur des menschlichen Verhaltens gemacht worden, und zwar unter fortgesetztem Mißbrauch an der Idee der Liebe." Wenige Zeilen später fährt er fort: „Es hat an der Idee der Liebe vor allem dadurch gesündigt, daß es sie auf eine alles Minderwertige begünstigende Weise mit dem Mitleid verkoppelt hat. Liebe aber hat mit Mitleid nichts zu tun. Vielmehr ist Mitleid der Tod jeder wahren Liebe." (S. 33.) Für den Verfasser geht es darum, die Ungleichheit der Menschen zu verteidigen und die Idee der Liebe „von der sie entstellenden Kultivierung des Schwachen und Elenden zu befreien". Er nennt dies „eine der wesentlichsten Aufgaben unseres Jahrhunderts, wenn es wirklich mehr sein will als — ein Ende!"

Hieronimi vertritt nun nicht etwa ein Antichristentum, ja, er lehnt sogar die oberflächliche Polemik so vieler Nichtchristen entschieden ab. Gerade darum aber hat er wohl ein Recht, zu sagen, daß nicht die Gegner des Christentums, sondern weit eher die dumpfe Masse seiner Anhänger dessen Bestand gefährden. Infolgedessen erscheinen ihm die Klagen der Kirchenchristen gegen eine angebliche oder wirkliche Verfolgung nicht nur als ein Zeichen der Schwäche, sondern auch als um so unangebrachter, als sie sich auf ein Märtyrertum berufen, das vergeblich eine dem frühchristlichen Katakombenleben verwandte Lage vorzutäuschen sucht. Wenn wirklich hier und dort ein Vorstoß gegen die Kirche erfolgen sollte, der über das Ziel ihrer Entpolitisierung hinausschießt, so berechtigt dies noch lange nicht dazu, von einem Martyrium zu sprechen, das dem der frühen Christen irgendwie vergleichbar wäre. „Damals standen Märtyrer auf und starben mit der Selbstverständlichkeit von Menschen, die ihr Höchstes in Gefahr sehen und die wissen, daß diesem ihrem Höchsten die Zukunft gehören wird. Sie opferten sich für die Ausbreitung einer Idee, die ihren Weg erst angetreten hatte und die den Sieg verhieß. Heute beschwört die Kirche die Katakombe, um ihre Schwäche bergen zu können; heute ruft sie nach der ‚Verfolgung', weil jede stetige und unbeeinflußte Entwicklung für sie noch weit verderblicher als jede ‚Verfolgung' ist, insofern nämlich, als sie den langsamen Abfall vom Glauben bedeuten würde, während die ‚Verfolgung' noch die Möglichkeit des Aufflammens der Glaubenskräfte mit sich bringen könnte." Ein paar Sätze später heißt es dann abschließend: „Und weil dies so ist, wird in der christlichen Kirche von heute nicht ein Neubeginn sichtbar, sondern ein Ende, wird diese Katakombe nicht zu einer Festung, in der sich das Leben birgt und kräftigt, sondern zu einem Grabgewölbe." (S. 80.)

Man hat nun seinerseits gerade dann ein Recht, diese Sätze zu unterstreichen, wenn man zum Unterschied von Hieronimi das Christliche nicht als identisch mit seiner Kirchenform, also mit dem „Christentum", sowie den Glauben nicht als gleichbedeutend mit dem Fürwahrhalten eines durchaus bedingten Bekenntnisinhalts ansieht. Dann nämlich stößt der Verfasser nur offene Türen ein. Er greift nichts an, was der Verteidigung für wert gehalten werden müßte. Er zerstört nichts, was nicht schon längst als morsch empfunden worden wäre.

Es ist ferner nichts dagegen einzuwenden, was Hieronimi über die eingeschlafene, weil fruchtlos gewordene religiöse Diskussion der letzten 6 bis 7 Jahre vor dem Kriege und über den „erdenfernen Geist" zu sagen hat. Man muß ihm zustimmen, wenn er die „Strohfeuer" einer verlogenen Primitivität, das sentimentale und im schlechten Sinn intellektuelle Spiel der Idealisierung möglichst fern gerückter Früh- und Vorzustände unseres Volkes, die Inflation gesundbeterischer Sektierer und Apostel oder jene mit der Härte um der Härte willen prahlende, nur sogenannte Männlichkeit an einen wohlverdienten Pranger stellt. Man weiß sich mit ihm einig, wenn er in den „Flammen" vom Mut zur Zerstörung und von den natürlichen Kräften spricht, die zu einer völkisch gegliederten Selbstbestimmung und -gestaltung dieses unseres Erdenlebens aufgebrochen sind. Man fühlt sich wahrhaft angesprochen, wenn er in dem kurzen Abschnitt über die Heiterkeit des Geistes schreibt: „Ein menschliches Wesen ist um so tiefer und um so vollkommener, je mehr es auf eine ungezwungene Art menschlich ist." (S. 118.)

So ist es denn überhaupt die Sauberkeit der Gesinnung, die angestrebte Wahrhaftigkeit sowie die mutige Bereitschaft zum Schicksal, was uns in diesem Buche am meisten überzeugt. In zwei Begriffen und Gedankengängen finden wir sogar einen Anklang dessen vor, was über Hieronimis Prämissen, über seine betonte Ab-

Digitized by Google

standnahme vom Christentum hinauszuführen scheint. Das sind die Abschnitte über die Persönlichkeit und über das Gewissen. Zwar wird der Verfasser gerade für diese Werte und für seine Auffassung von ihnen mit Nachdruck die Nichtchristlichkeit seiner Überzeugung geltend machen wollen, doch ist das Wort nichtchristlich als die Umschreibung für ein bloßes Nichtsein, zu farblos, als daß es irgend etwas Wesentliches besagen könnte. Wohl will Hieronimi mit diesem Wort den Zwischenzustand deutlich machen, in dem wir uns zur Zeit befinden, weil wir zwischen einem „nicht mehr" und einem „noch nicht" leben, jedoch sind Wertbegriffe wie Persönlichkeit und Gewissen, zumal in der Auslegung, die ihnen der Verfasser gibt, zu positiv, als daß sie mit einem Nichtsein verbunden werden dürften.

Wir wissen ja bereits, daß Hieronimi mit nichtchristlich nicht-kirchenchristlich meint, daß er unter religiös das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer systematischen Bekenntnislehre und unter Glauben das Fürwahrhalten ihrer Theorie versteht. Wir sehen ferner, daß ihm der Verfall des Christentums durch die „Schwächung seiner gemeinschaftsbildenden Kräfte" bestätigt wird. Er spricht von einer „Selbstzersetzung des Religiösen im christlichen Sinne überhaupt" und kennzeichnet diese Selbstzersetzung unmißverständlich mit den Worten: „Was sich hier zersetzt, ist die kultische Religion, die an das Bestehen einer absoluten Wahrheit geknüpft ist; was hier verfällt, ist der menschliche Glaube an die Möglichkeit einer Beeinflussung des zeitlichen oder des jenseitigen Geschicks durch die Annahme oder die Ablehnung einer Heilslehre, als welche sich fast alle Religionen und vor allem die christliche dargestellt haben." (S. 133.)

Wie aber, wenn man diese Sätze mit geringfügigen Änderungen durchaus als christlich anerkennen könnte? Daß es eine absolute Wahrheit gibt, wird allerdings behauptet werden müssen, doch heißt das nicht, daß der Mensch sie kennt oder auch nur erkennen könnte. Immer wird er nur einen in der Zeit begrenzten und durch sie bedingten Aspekt von ihr gewinnen, so daß sich in der Zeitenwende auch das Bild der Wahrheit wandelt und jeder Anspruch, ihre Absolutheit erfaßt zu haben, nichts als vermessen ist.

Nicht anders ist es mit dem Heil. Wird es zu einem programmatisch dargestellten Ziel, zu einem Sieb- und Destillierverfahren, dem man sich entziehen oder unterwerfen kann, so hat es bereits die wesentlichsten Merkmale seines Heilscharakters eingebüßt. Soll aber gar durch die Annahme und Befolgung einzelner Lehrpunkte oder des Gesamtprogramms ein besseres Geschick erzwungen werden, dann liegt ein durchaus vorchristliches Verhalten vor, das von der magischen Beschwörungsweise den Naturgöttern und -dämonen gegenüber im Prinzip nicht allzu weit entfernt ist.

Wer aber wollte zu bestreiten wagen, daß im Kirchenchristentum, das ja in seiner praktischen Methode und Organisation auf jene vorchristliche seelische und geistige Verfassung des Menschen zurückgriff und sie für sich zu nutzen wußte, eine ganze Anzahl solcher magisch abgestimmten Formen und Formeln verwertet ist? Das Geschick gehört dem Bereich des natürlichen Lebensablaufs an, das Heil hingegen hat lediglich mit der Seele, mit dem lebendigen Sein und mit der Ewigkeit zu tun. Heil ist der innere Anteil des Menschen an dieser Ewigkeit. Heil wird ihm, soweit er in ihm selbst lebendig und damit frei vom Tode ist. Daß dieses „frei vom Tode" nichts mit dem Vorgang des Werdens und Vergehens in der Natur zu tun hat oder ihn gar aufhebt, bedarf keiner weiteren Betonung.

Was nun die Schwächung der gemeinschaftsbildenden Kräfte des Christentums angeht, so wird auch damit nur die Kirche, also vielleicht das Christentum und nicht das Christliche an sich betroffen. Die Gemeinschaftsbildung ist eine Frage und Aufgabe innerhalb der natürlichen Ordnung. In der naturseelenhaften Periode lange vor dem Christentum, wie wir sie durch Dacqué kennenlernten, bildeten das Kultische und die natürliche Ordnung eine Einheit. Der Mensch stand selbst noch im Kraftfeld der Natur, und dieses Kraftfeld wurde eben als eine von Göttern und Dämonen durchwaltete Wirklichkeit erlebt. Damit war das Leben Kult und der Kult Leben. Das Absterben der naturseelischen Kräfte im Menschen aber, die Entleerung des Raumes und die Entseelung der Natur, die Verkrüppelung der Götter und die Vergnomung der Dämonen, haben jene Einheit, jene gegenseitige Bedingtheit von Kult und Gemeinschaftsordnung unwiderruflich aufgelöst.

Dem Christentum konnte ihre Wiederherstellung oder richtiger: ihr Neubau nur vorübergehend glücken. Je schärfer und dogmatischer es nämlich den unbestreitbaren Unterschied zwischen Natur und Übernatur, zwischen Diesseits und Jenseits, Welt und Gott zum Gegensatz herausentwickelte, desto sicherer mußte der Versuch, das Leben von der Religion her zu beherrschen, im gleichen Augenblicke scheitern, in dem der Mensch sich seiner eigenen Gegenüberstellung zur Natur bewußt zu werden anfing. Jetzt erst nämlich zog er die geistige Folgerung aus dem Verlust der seelenhaften Verbundenheit mit der Natur, um nicht mehr kultisch-ritual und magisch die „Mächte" zu beschwören oder zu versöhnen, sondern um verstandesmäßig die Realität der Welt in ihrem Stoff- und Kraftverhältnis zu erforschen.

Kirche, Religion und Christentum sind das Schul- und

Digitized by Google

Lehrstadium des Christlichen. Sie sind gewissermaßen vorchristlicher Natur, sofern man unter christlich erst die gelebte Wirklichkeit der durch Jesus Christus in die Welt gekommenen Wahrheit verstehen will. Diese gelebte Wirklichkeit ist heute notwendig ungemeindlicher und kultgelöster Art. Die Fragen und Aufgaben jeglicher Gemeinschaftsbildung sind endlich auch in der Praxis an die Kräfte und Träger der natürlichen Welt übergegangen.

Dem wahrhaft Christlichen steht es in keiner Weise zu, dem zu widerstreben. Es kann ihm nur das eine aufgegeben sein, sich fördernd in die Scheidung von Spreu und Weizen, von Frucht und Unkraut einzuschalten. Das aber ist nur wieder bei völliger Bejahung der echten Kräfte in der Natur möglich. Mit Bezug auf seine eigene Wirklichkeit, die in der Tat im freilich weder zeitlich noch örtlich aufzufassenden Jenseits wurzelt, steht ihm allein ein wahres und von aller dogmatischen Rechthaberei befreites Frommsein zu. Dieses hat mit irgendwelchen an Gott gerichteten Daseins- und Geschickswünschen oder gar mit Clearinggeschäften auf Grund von „Werkgerechtigkeits"-Bilanzen nichts mehr gemein. Man kann mit Gott nicht rechnen. Das ist in jedem Falle vorchristlich. Der Mensch kann nur aus ihm heraus zu sein und zu leben trachten.

Wem jener Auftrag erstickt oder gar verloren geht, der ist preisgegeben. Wer seine Einzigkeit verleugnet, wer sie aus Bequemlichkeit, aus Feigheit von sich wirft und in der Masse aufzugehen sucht, der mag für die natürliche Ordnung noch immer nützlich, wenn auch kaum wertvoll sein, vor dem Lebendigen entbehrt er selbst dann des eigentlichen Menschenwertes, wenn er sich der Christenlehre fügen sollte und sie befolgte.

Die Schul- und Lehrperiode des Christlichen, die Kirche, neigt sich allem Anschein nach dem Ende zu. Die Phase seiner Wirklichkeit hingegen hat kaum begonnen. Sie bereitet sich erst vor. Sie kann erst beginnen, nachdem das Streben des Menschen, sein Welt- und Daseinswissen in einen Ordnungszustand auszumünzen, ins Stadium der Reife getreten ist, denn jetzt erst wird der Mensch für ein gelebtes Frommsein frei. Jetzt erst suchen ihn nicht mehr die Stöße und Eruptionen aus dem Chaos einer in der mechanischen Motorik angelegten und wirkbereiten Willkür heim. Das soziale wie das wirtschaftliche Dasein und von ihm her der reale Lebenskampf erhalten eine Art von Stetigkeit, so daß das Denken wie das Fühlen des Menschen bis zu einem gewissen Grade von der materiellen Sorge entlastet und somit der Besinnung auf die eigentliche Menschlichkeit gewonnen werden können.

Wer freilich religiöser „Schüler" blieb, lebt heute notwendig in der Angst, weil neue „Schulen" seiner alten das Lehren streitig machen. Wer nichts als Schüler war, wer also lediglich das Schema lernte und für wahr hielt, sieht dieses heute in mehr als einem Punkte widerlegt und wendet sich enttäuscht den neuen Lehren und Ergebnissen der Realitätserkenntnis zu. Wer wohl die Wahrheit suchte, sie aber in der Schulweisheit nicht finden konnte, der wendet sich jetzt gleichfalls ab, um sich mit seinem ganzen Menschen für die Gestaltung des realen Menschendaseins einzusetzen. Er kommt damit zweifelsohne der Wahrheit näher als jene Schulmeister, die sie zu einem Lehrmittel vertrocknen ließen.

Wer sich jedoch am bloßen Inhalt und damit an der zeitbedingten Form der Lehre nicht stieß oder diesen Anstoß doch überwand, so daß er den Gehalt erspürte, der kann behaupten, auf dem Wege zu einer christlichen Wirklichkeit zu sein. Sie ist nicht Religion, noch religiös in der Wortbedeutung Hieronimis, sondern ein fast gegenstandsloses und doch unendlich reiches inneres Erfülltsein, ein strömendes Durchflutet- und Getragenwerden. Sie glaubt nicht „an" und „daß ...", sondern sie ist fraglos gläubig, ein schlichtes Innesein von Gottes Liebe und Gegenwart. Sie bezieht die Welt und den Menschen nicht einfach auf ein Jenseits, sondern eben dieses Jenseits wird ihr erst als „Insseits", als das Lebendige im Leben selber wirklich. Sie ist kein Prinzip, kein Dogma und kein Lehrstoff, sondern erlebte und gelebte Gebundenheit in Gottes Freiheit.

Worte vermögen nur wenig auszusagen von dieser Wirklichkeit, die nicht einmal des Namens christlich mehr bedarf, weil heute die letzten Dinge gar nicht mehr durch Namen und Begriffe umschrieben oder gar erschöpfend ausgesprochen werden können. Die Wirklichkeit des Christlichen will nur gelebt, nichts als gelebt sein. Wer wahrhaft liebt, was freilich auch ein Sich-Erbarmenkönnen in sich schließt, der lebt sie. Wer in sich selber wie in seiner Umwelt das Lebendige, die von der Schöpfung als Gottes Werk her angelegte und aufgetragene Gestalt erschaut und sie bereiten hilft, der hat sie und sie ihn. Er ist ihr gliedhaft eingehörig und so, trotz immer neuer Schuldverstrickung, im schöpferischen Grunde seiner Seele aus aller Tragik im Bereiche der menschlichen Natur herausgelöst.

Digitized by Google

Guatemala — kreolisch und deutsch

Von G. H. Neuendorff (Dresden)

Das alte Maya-Land Guatemala lenkt die Aufmerksamkeit auf sich, da sein energischer Staatspräsident, General Ubico, alte Rechte auf Belize geltend macht, das heute noch Britisch-Honduras heißt. Der General hat den Ruf eines Mannes, der sich unter bewußter Heranziehung des zahlenmäßig stärksten Bevölkerungsteils, der eingeborenen Indianer, mit neuen Mitteln und gutem Erfolg um allseitige Förderung von Wirtschaft und Kultur bemüht. Auch das heimische Schrifttum erfreut sich seiner verständnisvollen Unterstützung.

In der ungemein reichhaltigen Literatur Spanisch-amerikas nimmt Mittelamerika, verglichen etwa mit den La-Plata-Ländern oder den pazifischen Staaten, dem Umfang nach einen bescheidenen Platz ein; an Wert aber steht das mittelamerikanische Schrifttum hinter dem der größeren Schwesterrepubliken keineswegs zurück. Das Bedeutungsvollste hat wohl Guatemala hervorgebracht. Der temperamentvolle Heimaterzähler Flavio Herrera hat mit seinen leidenschaftlichen Romanen (El Tigre, La Tempestad) hohe Auflagenerfolge erzielt und war mit Kurzerzählungen bereits in der „Rojo y Azul" vertreten. Der Direktor der Nationalbibliothek, Rafael Arévalo Martinez, ist als formgewandter Lyriker (Las Rosas de Engaddi, Llama) und Verfasser tiefbohrender psychologischer Erzählungen (Manuel Aldano, El Hombre que parecia un Caballo, La Signatura de la Esfinge) über Amerika hinaus bekannt geworden. Stoffe aus Guatemalas Vergangenheit und Gegenwart behandelt Carlos Samayoa Chinchilla in seinen lebensvollen Geschichten (Madre Milpa, Cuatro Suertes), während Miguel Angel Asturias in prunkhaft oder märchenartig geheimnisvollem Ton uralte Sagen berichtet (Leyendas de Guatemala).

Die Ehrung einer von General Ubico angeordneten und von der Regierung finanzierten Ausgabe hat der bodenständige Roman „La Gringa"[1] (1935) von Carlos Wyld Ospina erfahren, von dem soeben eine deutsche Übersetzung erscheint.

Innerhalb der spanisch-amerikanischen Literatur gibt es einige Romane, deren Grundhaltung dem deutschen Wesen näherliegt als dies tropische Buch; einen erkenntnishaltigeren aber als die von kreolischem Blut durchströmte, lebensechte „Gringa" gibt es kaum. Das Buch wird auch in Deutschland Anteilnahme finden. Nicht nur, weil man Wert darauf legen dürfte, Authentisches über ein kleines exotisches Land zu erfahren, das den Mut hatte, dem Britischen Imperium in einer Stunde zu trotzen, da dieses nach dem Glauben vieler Amerikaner noch die Ozeane beherrschte — sondern auch, weil derselbe Verlag, der die deutsche Ausgabe veranstaltet (A. H. Payne, Leipzig), gleichzeitig ein Guatemalabuch deutscher Herkunft herausbringt. Es ergibt sich also die seltene Gelegenheit, an einer Parallelerscheinung festzustellen, wie zwei rassisch grundverschiedene Menschen zur gleichen Stunde einunddieselbe gewaltig eindrucksvolle Welt sehen, in die sie lange Zeit eingetaucht sind, und wie sie sie dichterisch gestalten. Denn auch das deutsche Buch, der „Tropenspiegel" von Maria Schwauß, ist mit künstlerischen Maßstäben zu messen.

Die Situation der Haupthandlung in der „Gringa" ist seit alters für Spanischamerika typisch: die Liebe einer Frau europäischer Geburt und Erziehung und eines Einheimischen, der hier als revolutionärer Journalist erscheint, und in den der Verfasser viel von sich selbst hineingelegt haben dürfte. Ziel und Ende ist nicht das übliche: eine Mischehe, sondern Trennung. Es ist beachtlich, wie das motiviert wird.

Die breitströmende dialektische Behandlung charakteristischer Spannungszustände zwischen den Liebenden — instinktmäßiges Widerstreben trotz stärkster gegenseitiger Anziehung — weist zwar nie ausdrücklich auf die rassische Verschiedenheit hin, aber man ahnt sehr bald, daß Magda Peña und Eduardo Barcos allem Anschein zuwider nicht füreinander „bestimmt" sind. Schließlich entführt denn auch ein ununterdrückbarer „Wandertrieb" — doch wohl eine Art Spenglerschen „faustischen Dranges" — die nun der anfangs begeistert ersehnten Tropen überdrüssig gewordene Abendländerin ihrem ganz in seiner Heimat wurzelnden Geliebten. Dies Weib mit seinem dort als ungeheuerlich, weil unweiblich empfundenen, von einem starken Willen geleiteten Schaffenstrieb ist eben fremd in dieser eher zu träumerischem Nichtstun (ver-) führenden Atmosphäre. Reizvoll, zu untersuchen, welche Teilanpassung erbmäßig auf den bereits in Amerika geborenen Vater des Mädchens zurückzuführen wäre!

Dialektische Auseinandersetzungen von zum Teil lehrhaftem Charakter nehmen überhaupt einen breiten Raum in dem Buche ein — überaus aufschlußreich, was sich da aus einer reichen, bis zum Widerspruch vielfarbi-

[1] Gringo ist der gefühlsbetonte, je nachdem herablassend spöttische oder gehässige oder bewundernde Spitzname für die Ausländer, besonders nordamerikanische und nord- oder mitteleuropäische. „La Gringa" also etwa: Die fremde Frau.

Digitized by Google

gen soziologischen und psychologischen Literatur ganz selbstverständlich zusammenfindet, weil es eben dem tropisch-amerikanischen Wesen entspricht! Es darf nicht wundernehmen, daß die erotische Situation, „wie der Tropenmann sie sieht", eingehend berücksichtigt wird. Während dieser Nachhall von Theorien, die für uns vielfach überholt oder überwunden sind, nur angemerkt werden soll, verdient anderes, was zum Teil der neueren iberoamerikanischen Soziologie entstammen dürfte (L. A. Sánchez, Perú!), stärkere Beachtung. Denn es geht um nichts Geringeres als um die — im Roman hier wohl zum ersten Male versuchte — Deutung der amerikanischen Tropen und ihres Menschentums auf der Grundlage von Landschaft, Klima, Abstammung. Das Üppige, Lockende, Heftig-Gewaltsame, Widerspruchsvolle, Rätselhafte Tropischamerikas findet hier wenigstens eine andeutende Erklärung. Im Zuge des ganzen Geschehens aber werden in Abenteuer, Schilderung und Gespräch mancherlei Gegenwartsfragen Guatemalas erhellt oder gestreift — eine wahre Fundgrube für den Wissensdurstigen!

Stimmung und Stil sind durchaus kreolisch. Wechsel von hitzigem Aufschwung und schwermutvoller Hingabe, scharfe Beobachtung, feiner Sinn für Formen und Farben — originelle, an überraschend schönen Bildern reiche Sprache, temperamentvoller, gutgeschliffener Beginn, dann aber weithin Vorherrschaft von Aphorismus oder Telegramm und filmhafter Episode (die neue, typisch iberoamerikanische Romanform jener Breiten, deren Klima zwar ein vielfältiges Aufnehmen erlaubt, konsequenten, entwicklungsmäßigen Aufbau und peinlich sorgsame Kleinarbeit bei der Gestaltung im einzelnen auf die Dauer erschwert). In jedem Belange also ein tropisches Werk!

Daneben nun der „Tropenspiegel", ein stilvolles „Tagebuch einer deutschen Frau in Guatemala". Kein flüchtiges Skizzenbuch einer raschen, neugierigen Reisenden, sondern eine in langer, verantwortungsbewußter Betrachtung gereifte Sammlung von rund drei Dutzend sorgfältig ausgeführter, feiner Bilder, von denen jedes doch den Reiz des persönlichen Augenblickserlebens trägt.

Zum Unterschied von dem Tropendichter, der selbst ein Stück seiner Natur ist, innerhalb deren es „auch Zivilisation gibt", tritt die Deutsche jener Natur als etwas Fremdem, beinahe Unheimlichem gegenüber, ausgerüstet mit feinem „Sinn für Natur" und einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung. Hinzu kommen Künstlerauge und dichterisches Gestaltungsvermögen, so daß sich unter den Szenen aus der Tier- und Pflanzenwelt Guatemalas wahre Kabinettstücke finden. In wenigen Augenblicken des Überwältigtseins aber gelingt es der Deutschen, die Erkenntnis abzuschütteln, wie fremd und rätselreich diese Welt ist; alle tropische Lockung, aller magische Einfluß der Gestirne, von Luft und Wasser, Urwald und Hochgebirge wird bezwungen von der Erinnerung an die lieb-vertraute Natur der deutschen Heimat und der Sehnsucht danach.

Kreuz und quer führt das Buch durch das Land der Vulkane und Erdbeben, der Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen, der Mayakultur und der Konquistadorenherrschaft. Kreolen und Deutsche, Mestizen und Indianer werden in ihrem Denken und Handeln belauscht, und wenn die Deutsche die Ureinwohner des Landes im ganzen günstiger sieht als der Guatemalteke, so mag hierin ein stummer Hinweis auf die zivilisatorische Wirksamkeit deutscher Pflanzer am Rande des Urwaldes liegen. Der einheimische Autor deutet an, was einmal in Guatemala sein sollte; davon schweigt die deutsche Verfasserin mit guten Gründen. Sie begnügt sich mit einer lebensechten Zusammenschau wesentlicher und typischer Erscheinungen, wobei der Stil der Darstellung bei aller Beschwingtheit von musterhafter Gepflegtheit ist.

Stimmung, Phantasie und Verstand — Hauptkomponenten des guatemaltekischen Buches — fehlen auch dem deutschen nicht. Doch das Triebhafte erscheint gebändigt; die Stimmung vertieft sich zu unbetrüglichem Gefühl; Phantasie und Verstand dienen. Wenn man erfährt, daß die Verfasserin des „Tropenspiegels" trotz Fieber und primitivster Umwelt so lange in Guatemala gewirkt hat, bis sie die Aufgabe erfüllt hatte, Pflanzerkinder am Urwald im deutschen Wesen zu erhalten und schließlich bis in die Prima einer reichsdeutschen höheren Schule zu bringen — angesichts der Verhältnisse eine einzigartige Leistung! — dann wird man ihr einen starken Willen zuerkennen müssen.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Zur deutschen Literatur

„Meta Klopstock." Von Willi Dünwald (Köln. Volksztg. 246).

„Der Dichter der Beschaulichkeit. Matthias Claudius zum 200. Geburtstage." (Völk. Beob. 228).

Vgl. auch: K. J. (D. A. Z. 385); Eduard Thorn (Berl. Börs.-Ztg. 381 u. a. O.); Berta Witt (Berl. Lok.-Anz. 193); Frankf. Ztg. 413/14; Grete Willinsky (Stuttg. N. Tagbl. 218); Hermann Claudius (N. Wien. Tagbl. 224); Johann Frerking (Hann. Kur. 224); Karl Burkert (Dt. Ztg. i. d. Niederl. 71); Heinz Rusch (Münch. N. Nachr. 228); A. Colerus (Westf. Landesztg. 224) u. v. a.

„Johann Georg Jacobi." (200. Geburtstag.) Von Paul Feldkeller (Münch N. Nachr. 246).

Vgl. auch: Hermann Vierdich (Alemannisch Heimet 8); Dr. Biehler (Köln. Volksztg. 243).

„Goethe und der gestirnte Himmel." Von Gustav Troberg (Propyläen 44).

„Makarie." Zur Esoterik von Goethes Wanderjahren. Von G. F. Hartlaub (Frankf. Ztg. 439/40).

„Der junge Goethe als Buchbesprecher." Von Wilmont Haacke (Köln. Ztg. 399/40).

„Goethes Briefe aus der Schweiz." Von Johannes Klein (ebenda 388/90).

„Dornen-, Frucht- und Blumenstücke, oder: Lektüre im Jean Paul." Von Max Unold (Frankf. Ztg. 398/99).

„Hölderlin und die Gegenwart." Von Edmund Finke (N. Wien. Tagbl. 238).

„Hebels Sprachkunst." Von Oskar Jancke (Frankf. Ztg. 417/18).

„Das Bildnis der Droste." Von M. Kraß (Köln. Volksztg. 214).

„Karl Immermann und seine Zeit." (100. Todestag.) Von Paul Hankamer (Frankf. Ztg. 430/31 und 435/36).

Vgl. auch: Ernst Fischer (Völk. Beob. 237); Benno von Wiese (Köln. Volksztg. 235); Josef Lodenstein (ebenda 236); Hans Hermann Wilhelm (Hann. Kur. 236 u. a. O.); Möller-Schönherr (D. A. Z. 407); Josef Wilden (Köln. Ztg. 431/32); Eduard Castle (N. Wien. Tagbl. 233).

„Grabbe als Volksdichter." Von Ludwig Cremer (Köln. Ztg. 440/42).

„Ferdinand Freiligrath als vaterländischer Dichter." Von Wilhelm Schoof (Köln. Volksztg. 228).

„Ein volkstümlicher Satiriker: Eduard Bauernfelds 50. Todestag." Von Hans Knudsen (Berl. Börs.-Ztg. 372).

Vgl. auch: J. F. (Hann. Kur. 218); Wilhelm Zentner (Köln. Volksztg. 219).

„Adolf Graf von Schack." Von Paul Wittko (Mecklb. Ztg. 178).

„Karl Otfried Müller." Von Hans Poeschel (Frankf. Ztg. 387/88).

Vgl. auch: Hann. Kur. 209.

„Also sprach Zarathustra." (Das ewige Buch LIII.) Von Johannes Klein (Köln. Ztg. 427/28).

„Rilke — Kierkegaard." Von Rudolf Jancke (Köln. Volksztg. 221).

„Zum 60. Geburtstag Gorch Focks." Von Erich Langenbucher (Völk. Beob. 235).

Vgl. auch: Hinrich Wriede (Hamb. Anz. 196); k. (Preuß. Ztg. 231); Paul Wittko (Hann. Kur. 231).

„Die Welt im Tautropfen" (Victor Auburtin). Von Fritz Stüber (N. Wien. Tagbl. 241).

„Stunden mit Wilhelm Bölsche." Von C. F. W. Behl (D. A. Z. 419).

Zum Schaffen der Lebenden

„Kämpfer und Dichter." Zu Georg Schmückles 60. Geburtstag. Von Hermann Missenharter (Stuttg. N. Tagbl. 225 und 211).

Vgl. auch: Hermann Strenger (Stuttg. NS.-Kur. 203); derselbe (Württ. Ztg. 192) u. a.

„Agnes Miegel." Von Ruth Hildebrand (Stuttg. N. Tagbl. 239).

Vgl. auch: Eckart Peterich (Frankf. Ztg. 437/38); O. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 436/37).

„Josef Wenter, der Sechzigjährige." Von Friedrich Reitter (Hann. Kur. 220).

Vgl. auch: Josef Wenter (Münch. N. Nachr. 224); Friedrich Schreyvogl (Hamb. Tagebl. 218); Josef Wenter (N. Wien. Tagbl. 120).

„Fürsprech und Menschenfreund" (Karl Noetzel 70 Jahre). Von Franz Franziß (D. A. Z. 414).

„Ein echter Volksdichter: Josef Friedrich Perkonig zum 50. Geburtstag." Von Manfred Jasser (Berl. Börs.-Ztg. 363).

Vgl. auch: Karl Hoeber (Köln. Volksztg. 212); Kurt Müno (Leipz. N. Nachr. 216); Hermann Mährlen (Gieß. Anz. 181).

„Anton Dörfler zum 50. Geburtstag." Von Walther G. Oschilewski (Berl. Börs.-Ztg. 360 u. a. O.).

„Oskar Walter Cisek." Von Otto Doderer (D. A. Z. 366).

„Gerhard Pohl." Von Franz Hammer (N. Tagebl., Waldenburg, 4. Juni 1940 u. a. O.).

„Erlebnis im Seizachtal" (Fritz Müller). Von Edmund Starkloff (Berl. Börs.-Ztg. 395 u. a. O.).

Zur ausländischen Literatur

„Nation im Werden. Die irische Dichtung der Gegenwart." Von Otto Urbach (Dt. Ztg. in den Niederlanden 69).

*

„Der ewige Pariser Intellektuelle." (Jean Giraudoux.) Von Hermann Hönig (Berl. Börs.-Ztg. 408).

*

„Bei Felix Timmermans zu Gast." Von A. Eickhoff (Hamb. Tagebl. 214 u. a. O.).

Digitized by Google

„Zwei Generationen. Die Dichtung der Niederlande." Von F. M. Huebner (Dt. Ztg. in den Niederlanden 66).

*

„H. Chr. Anderſen in Deutſchland." Von Anni Heiermeier (Köln. Ztg. 393).

Vgl. auch: Emil Baader (Köln. Volksztg. 214).

„Johannes Buchholtz. Zum Tode des däniſchen Erzählers." Von Chriſtian Jenſſen (Berl. Börſ.-Ztg. 378 u. a. O.).

„Mein Vater Knut Hamſun." Von Tore Hamſun (D. A. Z. 409 ff.).

*

„Horaz." Von —l— (Frankf. Ztg. 368).

*

„Die Erde ſingt..." Die Entwicklung der ſlowakiſchen Schriftſprache und Dichtung. Von J. A. (D. A. Z. 381).

*

„Der ruſſiſche Molière." (Oſtrowſkij.) Von Gregor Schwartz-Boſtunitſch (Völk. Beob. 250).

„Vaſile Alecſandri." Zum 50. Todestag des rumäniſchen Dichters. Von Rudolf Porſche (Siebenbürg. Dt. Tageblatt 20223).

*

„Südamerikaniſche Umfrage." Von Karl Voßler (Frankf. Ztg. 432/33).

Allgemeines

„Die Dichter, ach die Dichter..." Von Paul Becker (Köln. Ztg. 408/09).

„Das Betrugs-Lexikon." Von Ernſt Beutler (Frankf. Ztg. 393/94).

„Heimatgebundene Sprache." Von Chriſtian Boeck (Dt. Ztg. i. d. Niederlanden 74).

„Flandern in der deutſchen Literatur." Von Erich Bockemühl (Berl. Börſ.-Ztg. 371).

„Zum Paradoxon des Briefes." Von Joachim Frieſe (Köln. Ztg. 434/35).

„Die Wiederleſer." Von Hertha von Gebhardt (Hann. Kur. 227).

„Lothringer Volksmärchen." Von Karl Hoeber (Köln. Volksztg. 221).

„Der Jude auf dem deutſchen Theater." Von Hans Knudſen (Völk. Beob. 234).

„Lothringer Erzählgut." Von Angelika Merkelbach-Pinck (Münch. N. Nachr. 230).

„Pfeifkonzert oder Briefbeſchwerde?" Von Hans-Werner Plaßberg (Hamb. Tagebl. 8. Aug. 1940).

„Das Elſaß im Kampf um Sprache und Volkstum." Von Franz Schnabel (Frankf. Ztg. 445/46 und 448/49).

„Auf dem Wege zum Nationaltheater." Von Maximilian Spaeth (N. Leipz. Ztg. 24. Aug. 1940).

„Über das Adjektiv." Von W. E. Süskind (Frankf. Ztg. 419/20).

„Deutſche Dichtung im Elſaß." Von Richard Wenz (Köln. Ztg. 429/30).

Echo der Zeitſchriften

„Revolutioniertes Leben durch Gutenbergs Erfindung." Von Alfred Roſenberg (Kulturverwaltung IV, 7/9).

„Matthias Claudius." Von Johannes Vogel (Dt. Adelsblatt LVIII, 24).

„Goethe im Elſaß." Von Aenne Bäumer (Deutſcher Kulturwart 1940, Aug.).

„Goethe und Hölderlin." Von Ehrenfried Mutheſius (Zeitſchrift für Deutſchkunde LIV, 7).

„Die Rolle der Liebe im Schlußakt der Fauſtdichtung." Von Konrad Gaiſer (Zeitſchrift für Deutſchkunde LIV, 7).

„Heinrich von Kleiſt als Novelliſt." Von Bernhard Payr (Bücherkunde VII, 8).

„Immermann. Zum 100. Todestag." Von Wolfgang Goetz (Deutſche Rundſchau LXVI, 11).

„Immermann." Von Heinz Kindermann (Heimat und Reich VII, 8).

„Hebbels ‚Agnes Bernauer'." Von Bernhard Schwarz (Zeitſchrift für deutſche Bildung XVI, 9/10).

„Theodor Storm." Von Herbert Roch (Hilfe XLVI, 16).

„Gottfried Keller und die Demokratie." Von Emil Ermatinger (Schweizer Monatshefte XX, 4/5).

„Das Verhältnis zwiſchen Gottfried Keller und Conrad Ferd. Meyer." Von E. Gottlieb (Der deutſche Schriftſteller V, 8).

„C. F. Meyers Gedicht ‚Die Karyatide' und ſeine Erzählung ‚Das Amulett'." Von Konrad Krauſe (Zeitſchrift für Deutſchkunde LIV, 7).

„Nietzſche und Doſtojewſkij." Von Max Oehler (Der Deutſche im Oſten III, 6).

„Der Dichter zwiſchen Ahnung und Erkenntnis" (Paul Ernſt). Von Gerda Hoefer (Bücherkunde VII, 8).

„Joſef Friedrich Perkonig zum 50. Geburtstag." Von Walter Pollak (Der getreue Eckart XVII, 11).

„Rudolf Alexander Schröder, geleſen im Krieg." Von Hubert Becher S. J. (Stimmen der Zeit LXX, 11).

„Die Oſtdeutſche Agnes Miegel." Von Hanns Strohmenger (Der Deutſche im Oſten III, 6).

„Eliſabeth von Oertzen." (Deutſches Adelsblatt LVIII, 22).

* * *

„In memoriam Guſtav Fröding." Von Selma Lagerlöf (Corona IX, 6).

„Dichtung junger Katholiken in Holland." Von C. de Groot (Stimmen der Zeit LXX, 12).

„Tu Schu Tſi Tſcheng. Das größte Buch der Welt." Von Carl Heinz Peterſen (Atlantis XII, 8).

* * *

„Vom Mißbrauch des Superlativs." Von Guſtav Adolf Biſchoff (Zeitſchriftenverleger XLII, 32).

„Die deutſche dramatiſche Produktion 1939." Von Wilhelm Frels (Die Neue Literatur XLI, 8).

„Deutſches Bühnenſchaffen im Kriege." Von Ludwig Körner (Kulturverwaltung IV, 7/9).

„Buchſtabe, Laut und Wort." Von Paul Müller (Zeitſchrift für Deutſchkunde LIV, 7).

„Dichter im Spiegel geſehen." Von Rudolf Paulſen (Die Hilfe XLVI, 15).

„Die Geſtalt des Offiziers in deutſcher Dichtung." Von Ruth Weſtermann (Frauenkultur 1940, 8).

„Die Geſtalt des Juden in der deutſchen Dichtung der Aufklärungszeit." Von Werner Zimmermann (Zeitſchrift für Deutſchkunde LIV, 7).

Digitized by Google

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die klingende Schale. Märchenbilder und Traumgestalten. Von Waldemar Bonsels. Stuttgart-Berlin 1940, Deutsche Verlags-Anstalt. 231 S. Geb. M. 4,80.

Wir machen ungern den allzu oft aufgerissenen Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller. In Waldemar Bonsels' Fall aber ist es fruchtbar sich daran zu erinnern, daß das gesamte literarische Werk dieses Mannes mit einer ungewöhnlichen Einheitlichkeit im Dichterischen gründet. Zwar hat er seine rauschenden Erfolge nicht mit Gedichten gefeiert — wiewohl er deren sehr schöne geschrieben hat —, sondern mit vergleichsweise „schriftstellerischen" Werken; man darf sich aber davon sein Bild nicht verfälschen lassen. Ihm kommt es — und hier wird er so unerbittlich und heilig-einseitig wie nur je ein Dichter — darauf an, die Poesie als den erhabensten und auch „wahrsten" Geistgehalt der Schöpfung angesehen zu wissen, in ähnlicher Weise, wie es vielleicht Novalis getan haben mag. Deshalb haben auch alle Bonselsschen Prosawerke, und wenn sie selbst in der Gegenwart spielen, einen durchaus dichterischen, parabelartigen Gehalt, und man könnte fast, mit einem nicht allzu übertriebenen Paradox sagen, daß seine realistischsten Bücher immer noch die mit dem abenteuerlichsten, räumlich entlegensten Gegenstand sind, also zum Beispiel die „Indienfahrt" oder der „Reiterin der Wüste". Das verdient deshalb festgehalten zu werden, weil unter den Lebenden die Gestalten gar nicht so häufig sind, die ihr dichterisches Pfund konzessionslos bewahrt und nicht in schriftstellerische, journalistische, essayistische und andere Ausdrucksformen aufgespalten haben.

Bonsels legt nun einen Märchenband vor, und da muß man gleich daran erinnern, daß weder die Biene Maja noch Himmelsvolk oder die Mario-Bände vom Dichter als „Märchen" bezeichnet waren. Auch sie waren Bonselssche Dichtungen, und ein unbestechlicher und reinlicher Spürsinn für das eigene Wesen hat den Dichter veranlaßt, auch die Stücke seines neuen Bandes als „Märchenbilder und Traumgestalten" zu bezeichnen und damit aus dem Bereich etwa einer abgestempelten Kinderliteratur herauszuheben. Sie sind mehr: Worte und Gesichte aus Dichters Mund und Dichters Weisheit, der Form nach allerdings zwischen Märchen und Legende stehend.

Nun ist Bonsels freilich herzhafter Fabulierer genug, daß ihm auch das vollkommene Kunstmärchen gelingt, das die alten Motive vom Jungbrunnen, von Gut und Böse, von Alt und Jung, von Kobolden und Spukgesindel neu variiert. Vielen Lesern werden sogar die beiden Stücke in dem neuen Band, die dieser Kategorie angehören, als die köstlichsten erscheinen; sowohl die Geschichte vom Räuber Knorrherz und der 163jährigen „Moorvettel" Ermelinde wie die vom huschigen, wuscheligen Kobold Klien sind richtige Märchen, keck, lustig, zum Vorlesen vor Kindern geeignet und fähig, in den dauernden Bestand der Märchenliteratur einzugehen. Dennoch empfängt der Band sicher nach dem Sinn des Dichters seinen eigentlichen Wert und Klang von den fünf anderen Erzählungen, die sich mehr der Legende, wo nicht gar dem Gedicht in Prosa nähern. Das Mittelstück gibt nicht nur dem Band seinen Titel und seinen Schwerpunkt, sondern es enthält auch in besonders reiner Ausprägung das Ethos all dieser Stücke und der Bonselsschen Weltanschauung überhaupt. Ein köstliches Handwerksstück, die klingende Schale, soll von ihrem bisherigen legitimen Besitzer weiterwandern zu einem ebenso befugten jüngeren, und während Besitzgier, kühle Klugheit und Weltvernunft sich umsonst bemühen, dem Gefäß seinen reinsten Klang zu entlocken und sich damit für den Besitz als tauglich zu erweisen, geht als auserwählt allein die reine Seele aus dem Wettstreit hervor: der Mensch, der sich aus dem Wertstück als solchem gar nicht so sonderlich viel macht, der aber den darin gebannten magischen Naturkräften verwandtschaftlich zugehört.

Es bedarf keines weiteren Wortes, um die „Moral von der Geschicht" zu erklären, nur daß es allerdings beileibe keine Moral, sondern ein Stück Symbolik ist. Dieser Symbolik hat sich Bonsels' Dichtung von jeher verschworen, und das neue Buch zeigt ihn auf dem alten Weg. Vertrauen und Neigung werden es ihm danken.

München W. E. Süskind

Flausen und Flunkereien. Lustige Geschichten aus Siebenbürgen von Heinrich Zillich. München 1940, Albert Langen / Georg Müller. 222 S. Geb. M. 4,80.

„Ehre und Ruhm des siebenbürgischen Landes und seines deutschen Volks habe ich oft fleißig gesungen; nun sei der Frohsinn gelobt, der dort lebt und von Bauern, Bürgern, Lehrern und Pfarrern mit jener gemeinsamen Daseinslust und Menschenkenntnis genossen wird, die nur ein Volkstum auszeichnen, das auf selbstgepflügtem Grunde in ganzer Fülle steht, das Leben nicht fürchtet und das Schwache verlacht." So steht es in dem Vorwort, das nach des Verfassers Anweisung „unbedingt zu lesen ist" und, was nicht von jedem Vorwort gilt, den Nagel genau auf den Kopf trifft. Siebenbürgen, dessen wurzelfestes Volk auch über sich selbst zu lachen vermag; das „die Dinge des Lebens deutsch und geradezu benennt, einen Witz liebt und Derbheit belacht, anstatt die Nase zu rümpfen" — es darf stolz sein auf diese „Volkskunde", die einer seiner besten Söhne als Sprecher der Heimat geschaffen hat. Was hier von schlauen Bauern und diebsfrohen Zigeunern, von bösen oder auch guten Weiblein, von gewalttätigen und streitbaren Ehemännern, von trink- und bibelfesten Pfarrherren, von hübschen Jungfräulein oder solchen, die es gewesen sind, und von so und so viel prachtvollen Originalen verschiedenster Art in Kurzgeschichten berichtet wird, das ist kostbar durch und durch. Das gilt von der Form und gilt vom Gehalt. Auch aus dem derbsten dieser Histörchen — und es geht derb darin zu, doch alles ist kernig-gesund und nichts verletzt! — spricht warme Liebe zur Heimat und kluge Kenntnis von Volks- und Menschentum. Immer von neuem muß man beim Lesen absetzen, weil man es „allein net derlachen kann" und Hörer braucht für Stückchen von so sonnigem Humor, wie es etwa das ist von dem Bischof zu Schaas oder Draas, der im ordengeschmückten Ornat zu ernster Verrichtung hoch auf dem Misthaufen thront, von den vorbeischreitenden Kirchgängern mit Ehrfurcht und Verständnis gegrüßt; oder das von dem wehrhaften Altjüngferlein zu Schäßburg, das die Ehre seines musikverhüllenden Unterrocks — gutes Heltauer Tuch! — erfolgreich gegen den spöttelnden Juden verteidigt; oder auch das von den „gar tummen" hinterlandsdeutschen Heimkriegern, die es für nötig befinden, die Siebenbürger „fast drohend zu Tugend und Volksverbundenheit aufzufordern, als hätten sie dies niemals geübt". Diese und fünf Dutzend weitere „Flausen und Flunkereien" sind wie alle echten „Schatz-

Digitized by Google

käſtlein" der Hausfreunde zwiſchen Rhein und Siebenbürgen zu geſelligem Genuß beſtimmt. Sie ſchaffen Einklang und ſtimmen froh wie guter alter Wein, ſie ſchmecken nach Sonne und Erde, und wem ſie keinen Genuß verſchaffen, der iſt dem echten Volkstum für immer verloren.

Lüdenſcheid — Herbert Schönfeld

Dreiklang der Liebe. Novellen. Von Ernſt Zahn. Stuttgart-Berlin 1940, Deutſche Verlags-Anſtalt. 331 S. Geb. M. 5,50.

Der auch im Alter noch von ſchönſter Schaffensluſt bewegte Dichter macht ſeiner großen Leſergemeinde mit dem vorliegenden Novellenbuch die Freude einer vielſeitigen und raſchen Begegnung mit einer Fülle von Geſtalten, die alle nach dem Geſetz der Liebe angetreten ſind und gelenkt werden. Gott Eros wird in den drei Geſchichten auf eine unterſchiedliche, aber ſtets eigenartig treffende Weiſe beſchworen. Der Unterton des Verzichtens, ſei er freiwillig oder erzwungen, verleiht dabei den Vorgängen jenes Aroma der Reſignation, woraus beglückend der Atem gütigen Verſtehens weht. Eiſen wächſt erſt, wie männiglich bekannt iſt, im Verein mit ſchmutziger Kohle in Hochofenglut zum Stahl; ſo etwa ſoll des Menſchen Herz aus Prüfungen und Schwierigkeiten gefeſtigt und geſtärkter hervorgehen. Wachſen die Nutzanwendungen derartiger metaphoriſcher Weisheiten auch nicht immer ſo der Regel gemäß aus jedem dichteriſchen Vorwurf, ſo iſt es gerade ein Vorzug des Zahnſchen Schaffens, immer unmittelbar auf das lehrhafte Ziel ſeiner Fabel hinzuſtoßen und die rechte Gelegenheit zur Betonung des Beabſichtigten zu ergreifen. Ließ ſich dieſe Übung in den großen Romanen auf breiteſter Grundlage betreiben, ſo wird, den Erforderniſſen der novelliſtiſchen Geſtaltung entſprechend, bei den drei vorliegenden Erzählungen gute Zurückhaltung in dieſem Punkte geübt. Der Fluß der Darſtellung erhält dadurch keine Hemmung, auch wenn ab und zu des Dichters betrachtendes Verweilen einen beſchaulichen Ruhepunkt findet. Wollte man den Handlungsablauf der drei kleinen anſpruchsloſen Geſchichten erzählen, wäre zum Verſtändnis des Buches nicht viel gewonnen; darum genüge die Erwähnung des Leitmotivs, das ſich durch alle drei Geſchichten zieht und dem der Dichter folgende Faſſung in einem Vorſpruch gegeben hat: „Ein Lied in vielen tauſend Tönen rauſcht durch die Welt und Ewigkeit, ein Lied, das Glück und Freude krönen, Traum und Entſagung ſanft verſchönen und dem das Leid die Tiefe leiht." Ernſt Zahn wird ſich mit dieſen Geſchichten — gewidmet „denen, die es erleben" — wieder auf eine ebenſo behutſame wie beſonders unvergeßliche Weiſe in die Herzen ſeiner Leſer einſchreiben!

Berlin — Hellmut Schlien

Das tägliche Brot. Roman. Von Walther Stanietz. Berlin 1940, S. Fiſcher. 367 S. M. 4,50 (6,80).

Auch als Dramatiker bewegte ſich Stanietz im Bereiche bäuerlichen Seins. Die Vertrautheit mit dieſem Lebenskreiſe iſt ihm eingeboren. Stanietz kennt Schleſiens Land und Leute nicht vom Hörenſagen. Bauerntum iſt das tägliche Brot ſeines Weſens. Das ſchier totgehetzte Thema von Blut und Boden liegt auch ſeinem Roman zugrunde. Aber wie er es anpackt, wird es neu und lebendig und bei aller Einfachheit der äußeren Geſchehniſſe ſo vielgeſtaltig wie das Leben und das Menſchenherz.

Schwer, ohne ſchwerfällig zu ſein, geht das Wort. Es gleitet nicht hin über ſeeliſche Wirrniſſe, es geht und ſieht ihnen auf den Grund. — Was geht vor? Ein Bauer müht ſich voran. Die Schwielen ſeiner Hände und der Schweiß ſeiner Stirn bezahlen redlich alles, was er erwirbt. Beim Bauersmann, ſo meint er, ſieht der Herrgott mehr auf die Hände als aufs Gebetbuch. Obwohl auch die Bibel ihr ernſtes und gewichtiges Wort in der einfachen geiſtigen Entfaltung des kleinen Menſchenkreiſes mitſpricht. Nichts Menſchliches bleibt ihm fremd. In wohltuender Sauberkeit des Empfindens aber ſtellt der Dichter in ſeinem Buchbergerbauern ein Etwas über den Trieb, das ihn beherrſcht. Koſtbar und liebevoll gezeichnet ſtehen die Bilder der Heimat da, jenes Teiles, der jedem Schleſier eng und innig ans Herz gewachſen iſt: des Rieſengebirges mit ſeiner Schönheit und ſeinem Ernſt, ſonnigen Erntezeit und nebelhaften Wintertagen. Mit aller Abſonderlichkeit ſeiner Menſchen und der Geheimniſſe um ſie. Aber alle Wurzeln ihres Weſens liegen feſt im Erdreich. Und ſonderbar, die Gemächlichkeit der Darſtellung kann ihr einen gewiſſen Zug von Spannung nicht nehmen, ſo viele kleine Einzelſchickſalszüge ſind in das Abrollen der einfachen Haupthandlung: Werden und Wachſen eines Hofes, hineinverflochten.

Fühlbar und überzeugend in ſeiner Wahrhaftigkeit iſt das Ausbleiben auch nur eines Aufblitzens von Humor. Das Leben der Bergbauern iſt ernſt. Ihr Leben und Lieben, auch ihre Güte, iſt ohne jede Romantik und Sentimentalität. Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit iſt der Einklang ihrer Tage. Das Hohelied dieſer Arbeit, deren letzter Grund ein idealer und nicht in äußerlicher Erwerbsſucht zu ſuchen iſt — ein Hohelied der Liebe zu ihr — das iſt Stanietz' Buch vom täglichen Brot.

Breslau — Chriſta Nieſel-Leſſenthin

Der Ketzer von Halberſtadt. Roman. Von Albert Lorenz. Hamburg, Hanſeatiſche Verlagsanſtalt. 686 S. Leinen M. 8,50.

Wenn im Haupttitel eines Romanes das Wort „Ketzer" ſteht, ſo kann man ſicher ſein, daß gerade dieſer ſogenannte Ketzer der einzige wahrhaft fromme und gute Menſch iſt, der in dem Buche vorkommt. So auch hier. Ferner iſt die Gegenſeite dann meiſt in recht düſteren Farben gemalt; es iſt aber ein Zeichen für die Fähigkeiten des Autors, inwieweit es ihm gelingt, auch den Gegenſpielern ſeines ketzeriſchen Helden Echtheit und Aufrichtigkeit zu verleihen. Daran fehlt es freilich in dieſem Buch ſehr. Damit wird aber auch ein etwaiges Ketzertum zu einer gar zu billigen Sache. Eine geiſtige Auseinanderſetzung kommt überhaupt nicht zuſtande, und die manchmal etwas mühſam herangeholten, weitſchweifigen Erörterungen fallen ins Leere, auch wenn — oder gerade wenn ſie ſich recht aktuell geben. Es bleibt trotz aller Bemühung, eine innere Entwicklung zu geben, doch weſentlich nur ein äußeres Geſchehen, der Ablauf des Lebens des Helden, eines ritterlichen Kaufherrn zu Halberſtadt um das Jahr 1400, das wir durch alle Stufen hindurch vom frühreifen Kind über die Gärung „im Gemüt und Geblüt" der Jugendjahre bis zu ſeinem grauſigen Ende erzählt bekommen. Den Rahmen bilden die endloſen blutigen Händel zwiſchen der Stadt und dem Biſchof, ein Kreis, der durch Reiſen der Kaufherrn nach Italien oder zum Konzil nach Konſtanz erweitert wird. Es war gewiß eine religiös und ſozial bewegte Welt, und als ſolche findet ſie auch in dieſem Roman eine eingehende Schilderung. Allein, dies alles mutet doch recht fern und vergangen an, ſo vergangen, daß es allen Aktualiſierungsverſuchen zähen Widerſtand leiſtet und auch durch die eingeſtreuten Darſtellungen der Greuel jener Zeit, die wohl ein kräftiges mittelalterliches Kolorit hervorbringen ſollen, nicht zu größerer Lebendigkeit gebracht werden kann.

Berlin — Bernhard Knauß

Digitized by Google

La Botella und andere seltsame Geschichten. Von Kurt Kusenberg. Stuttgart-Berlin 1940, Rowohlt. 228 S. Geb. M. 4,50.

Das allein ist schon seltsam an diesen seltsamen Geschichten, mit denen Kusenberg die Gattung „Kleine Prosa" bereichert, daß man das kann: nämlich auf ein paar Seiten mit einer ruhig abgewogenen Form ohne jeglichen Aufwand, scheinbar todernst vom Wirklichen ins Unwirkliche hinübergleiten. Mit diesem Satz sind wir noch auf festem Boden, mit dem nächsten schaukeln wir sanft auf den Wellen eines grundlosen Meeres, aber als ob wir noch Boden unter den Füßen hätten. Es geht uns wie dem Knaben in der wundersamen Geschichte vom „Verschwundenen Knaben": staunend sitzt er Tag um Tag vor der lebensvollen flämischen Landschaft, um ins Bild zu kommen, und da kommt er nun ins Bild. Es nimmt ihn auf, als ob es gar nichts Besonderes wäre. Und so folgen wir Kusenberg, der uns der Täuschung teilhaftig werden läßt, der anmutigsten und reizendsten Illusion, als ob das alles, was er uns erzählt, nichts Besonderes wäre. Wie fein und leicht ist das hingezeichnet, wie sorgsam und sicher geformt! Man weiß ja, daß Kirche und Wirtshaus im Dorf nahe beieinander stehen. Aber in jenem Bau, den man, wie in der gleichnamigen Geschichte erzählt wird, die „Himmelsschänke" nennt, sind beide zusammen, und es kann vorkommen, daß man in die Kirche will und ins Wirtshaus kommt und umgekehrt, und daß man beim besten Willen das Ziel nicht erreicht, das man zu erreichen wünscht. Hieraus entwickelt Kusenberg seine schönste Geschichte, eine vom Range der besten anekdotischen Erzählungskunst unserer Literatur, in der die alten Motive von Romeo und Julia und von der Versöhnung feindlicher Sippen eine heiter-anmutige Lösung finden, an welcher Himmel und Erde, in Kirche und Wirthaus symbolisiert, lieblichen Anteil haben. Eine Reihe von Kurzgeschichten, auch Humoresken von oft burleskem Humor, umsäumen die Perlen des seltsamen Buches, zu denen auch die Titelgeschichte gehört. Die Bastelei des angesäuselten alten Seebären, die Städtegründung in der Flasche aus der Erinnerung an das lustige Leben in der Stadt an der Bucht „La Botella", sie deutet auf das Geheimnis der Erzählungskunst Kusenbergs. Brauchen wir mehr zu sagen? Das Unbewußte, leiseste Regungen der Seele, Wünsche, Träume reizen die Dinge, ihnen zu antworten, und entlocken ihnen die feinen silbrigen Klänge, in denen die Filigranarbeit dieser kleinen Geschichten oft bezaubernd ins Schwingen kommt.

München — Oskar Jancke

Harte Seele. Roman. Von Hubertus Grimm. Berlin 1940, Steuben-Verlag. 471 S. Geb. M. 6,80.

Eine tief unglückliche Kindheit in den sogenannten „besseren Kreisen" der Vorkriegszeit, wo sich hinter der Fassade der Wohlanständigkeit und Geborgenheit ein völliger Mangel an Herz verbirgt, und eine überspitzte Sensibilität, die unter dem kleinsten Nadelstich schmerzhaft zusammenzuckt — mehr braucht es nicht, damit ein in den Werdejahren ganz auf sich gestellter Junge seine Seele krampfhaft verhärtet. Freilich, diese gewollte Verhärtung gelingt ihm schlecht. Denn wo Härte mit Verbitterung einhergeht, ist sie ein Zeichen des Erzwungenen und daher nicht von Bestand. Das Kriegserlebnis, das ihm Härte als Pflicht auferlegt, empfindet der Siebzehnjährige als Lösung seiner inneren Konflikte; doch das Universitätsleben im üblen Wien der Nachkriegszeit stürzt ihn nur um so tiefer in ratlose Bitterkeit. Wo findet ein Suchender, der am platten Alltag kein Genüge findet, in solch allgemeiner Haltlosigkeit Antwort auf die uralte Menschheitsfrage: Was ist Glück? und wozu das Leben? Die Antworten, die er findet, tragen denn auch den Stempel kindischer Unreife: „Eine Seele, die nichts will und sich auch nichts denken kann, was sie wollen könnte, ist das Geheimnis des Glücks", ist einer seiner Lebensgrundsätze; „die tiefste Lust im Leben ist die Stille", so will er späterhin seiner „harten Seele" glauben machen — aber es leidet ihn nicht in der Stille: seine Jugend stürmt in die Tat, will nach neuen Erkenntnissen forschen und Ungetanes wagen. Absonderung vom Mitmenschen und geistige Neuschöpfung scheint dem jungen Mann schließlich Halt und Lebensziel zu werden. Doch wie alles Verkrampfte ist auch diese Zielsetzung nicht von Dauer; die Begegnung mit Frauen entreißt ihn der Vereinzelung. „Die Liebe zu einer Frau" — dies seine neue Lebenserkenntnis — „ist glückliches, unbedingtes Vertrauen." Solchem Glück zuliebe glaubt er, sein Eigensein drangeben und sich in die gehaßte Alltäglichkeit einordnen zu sollen. Wie aber, wenn sich die auf Vertrauen gegründete Liebe als Trug erweist? Dann bleibt wiederum nur der Rückzug in die selbstzerstörerische Bitterkeit, die sich fälschlich „Seelenhärte" nennt. Mit dieser Dissonanz schließt Grimms Roman, der in Ton und Darstellung von bekennerischer Echtheit ist, aber in seiner Problemüberspitzung (möglicherweise gewollt?) etwas unreif wirkt. Jedenfalls legt man das Buch mit dem Eindruck aus der Hand, daß der Autor es uns schuldig wäre, das meisterhaft angeschlagene dissonante Thema fortzuspinnen und in Harmonien aufzulösen. Gibt doch sein „seelenharter" junger Held gegen Ende des Buchs selbst den Grundton an, um den sich versöhnlichere Melodien ranken müßten: „Hast du ein gepflügtes Herz, dann darfst du auf die Sonne hoffen."

Wien — Rosemarie von Jankó

Das Haus zur göttlichen Vorsehung. Roman. Von Eberhard Frowein. Leipzig o. J., Hesse und Becker. 272 S. Geb. M. 5,50.

Als Beitrag zum Mesmer-Jahr erscheint noch dieser Roman, der sich ausschließlich auf die Wiener Zeit des großen Franz Anton Mesmer erstreckt. In Wien, wo Mesmer als Arzt promoviert hatte, ließ sich das Leben für ihn zunächst sehr glücklich an. Er heiratete dort die verwitwete Tochter des k. k. Feldapothekers von Eulenschenk, Maria Anna, und zog mit dieser in das „Haus der göttlichen Vorsehung", wie man im Volksmunde das Haus Nr. 261 auf der Landstraße nannte. Hier richtete er sich mit einem großen Laboratorium, mit der Glasharmonika usw. ein und hatte bald eine stark überlaufene Praxis. Aber hier schon begann die Gegnerschaft der Schulmedizin, die von dem k. k. Hofrat Dr. Ingenhouß angeführt wurde. In diese Praxis kam auch die blinde Maria Theresia Paradis, die Tochter eines Hofsekretärs, die ein Patenkind der Kaiserin war. Es gelang Mesmer (der seit 1774 etwa seine Magnetkuren durchführte), wahrscheinlich auf Grund seiner eigenen starken seelischen Einwirkungen, dies junge Mädchen zu heilen. Freilich mit der Folge, daß Maria Theresia, als sie der Menschen und der Umtriebe menschlichen Ehrgeizes und menschlicher Bosheit, überhaupt der Welt, ansichtig wurde, sich in ihre Blindheit zurücksehnte, in die sie dann auch zurücksank.

Frowein nimmt sich die hier kurz skizzierten Vorgänge zum Thema seines Romans. Wir werden mit dem etwas seltsamen Brimborium, dessen sich Mesmer zunächst, freilich aus seelenkundlichen Gründen, bediente, vertraut gemacht; erleben das Verhältnis zu seiner etwas gefallsüchtigen und leichtsinnigen Frau, der es auf das Geldverdienen ankam; erfahren, wie sich zwischen dem Arzte und seiner eigenartig-

Digitized by Google

sten Patientin, eben der Maria Theresia, sogleich starke Seelenbindungen ergeben; machen die Kur, die er vornimmt, mit und haben auf der anderen Seite einen genauen Einblick in die Gegnerschaft und die leichtfertige Art ihrer Anschuldigungen. Es kommt dem Verfasser sichtbar darauf an, uns die ärztliche Seite Mesmers ganz klar vorzustellen, zu zeigen, wie sich langsam aus dem erst Erahnten ein System entwickelt, das er nun freilich mehr oder weniger geschickt, aber durchaus besessen gegen die Welt verteidigt. Gerade in den Gesprächen mit seinen Gegnern, in dem ihm auferlegten Konsilium der angeblichen medizinischen Kapazitäten kann Frowein überaus eindringlich den Gegensatz der Gedankenwelt spürbar machen. So ist das Buch, das jedem der Kapitel einen Ausspruch Mesmers voranstellt, ein wesentlicher Beitrag zur Kenntnis dieses eigenartigen Charakters, über dem sich die Geheimnisse immer mehr zu seinen Gunsten gelüftet haben, so daß wir ihn heute als Vorläufer anerkennen.

Heilbronn — Hans Franke

Die Zecher von Famagusta. Räubergeschichten. Von Victor Meyer-Eckhardt. (Die Kunst des Wortes, Bd. 23.) Berlin 1940, Die Rabenpresse. 60 S. Kart. M. 1,50.

Sechs Männer finden sich nachts in einer Kasematte der Festungswerke von Famagusta auf Cypern zusammen und erzählen einander beim Becher Abenteuer, die sie mit griechischen Räubern und in Kleinasien erlebt haben. Drei Einzelgeschichten sind es, die ein an Wilhelm Hauff gemahnender Rahmen, eine Ich-Erzählung, verbindet. Als ein zweifellos über dem Durchschnitt stehender Epiker vermag der Verfasser Menschen und Landschaft lebendig werden zu lassen (ob man gleich an das Griechenland in Stefan Andres' „Mann von Asteri" nicht denken darf), und auch sein Thema von der Treue der Männer untereinander spricht an. Warum aber bleiben wir trotzdem kalt? Sicherlich nicht nur deshalb, weil hier eine betont kunstvolle Komposition nicht durchgeführt ist: das innere Gesetz dieses Werkchens verlangte gebieterisch, daß jeder der Anwesenden, nach seiner Art und in seiner Sprache, sein Teil beisteuerte, auf daß sich das Thema seelisch runde. Schuld an dem Abstand zwischen Leser und Werk ist wohl vielmehr die unnötig gespreizte Sprache der Erzählungen. Unmöglich kann die „Kunst des Wortes" — so heißt mit betonter Programmatik die Buchreihe, in der die „Zecher" erschienen sind — etwa darin bestehen, daß ein Erzähler künstlich die Wortstellung seiner Prosa immer wieder der von Versen annähert — und das gar noch innerhalb einer, ob auch idealen Atmosphäre von Männlichkeit! Wir glauben gern, daß die Rabenpresse mit ihrer Buchreihe „frisch und mutig einen Begriff als Programm und Wertmaß statuiert, von dem man in diesem Augenblick erst erkannte, wie sehr man ihn als literarische Forderung vermißt hat ..." Doch scheint das vorliegende Bändchen, das erste seiner Art, das dem Referenten begegnet, bei all seinen Qualitäten ihm nicht völlig dazu angetan, neue Befruchtungen zu verheißen.

Lüdenscheid — Herbert Schönfeld

Der Abschied. Vier Novellen um Kant. Von Otto Ernst Hesse. Königsberg i. Pr., Gräfe und Unzer. 59 S. Geb. M. 2,80.

Durch seine drei „Kritiken" ist Kant der Nachwelt als der unerbittliche Denker, durch sein Leben als der fast tyrannische Pflichtmensch überliefert worden; aber jedes abstrakte Denken geht in einem konkreten Dasein vonstatten, und ein tyrannisches Pflichtgefühl deutet auf Kämpfe und Überwindungen. Von dieser, der menschlichen Seite den Philosophen Kant zu zeigen, unternimmt Otto Ernst Hesse in seinen vier Novellen; die erste Geschichte behandelt das köstliche Abenteuer mit dem Hahn, die zweite den Abschied von einer Herzensneigung (auch hier ist es, wie bei Goethe, eine Ulrike), die dritte Geschichte gibt der Tatsache, daß Kant bei seinen Vorlesungen einen bestimmten Platz des Auditoriums als Konzentrationspunkt gebrauchte, eine dichterisch eindringliche Form, und die Schlußnovelle endlich mit dem Titel „Die Antinomie" bringt die Vorgeschichte jener Anmerkung, die sich auf die Entlassung seines Dieners Lampe bezieht. Das Überzeugende aller vier Geschichten beruht nicht nur auf einer sozusagen philosophisch-bedächtigen Formung, sondern ebenso auf der leisen, sorgsam ausgewogenen Sprache. Es ist kaum möglich, an den Menschen Kant besser und zuverlässiger heranzuführen, als es dieses schmale Büchlein tut.

Im Felde — Herbert Scheffler

Land am Westwall. Ein saarpfälzisches Lesebuch. Herausgegeben von R. Schneider-Baumbauer. Neustadt a. d. Weinstr. 1940, Westmark-Verlag. 196 S. M. 3,30.

Schneider-Baumbauer hat ein verdienstvolles Lesebuch zusammengestellt über eine Landschaft, die weniger bekannt ist als dieses schöne Land verdient. Sie hat in der Literatur bisher wenig von sich reden gemacht und liegt auch außerhalb des großen verbindenden Reisestroms. Nun aber hat monate-, ja jahrelang das ganze Deutschland mit angehaltenem Atem zum Westwall gesehen, der in dieser, der saarpfälzischen Landschaft verläuft. Auch muß man nur den Namen Trifels nennen, um an eine gewaltige, dort beheimatete Vergangenheit zu erinnern.

Roland Betsch, der in unserem Lesebuch mit einem Beitrag vertreten ist, hat das Bewußtsein von dieser bis in die letzte Gegenwart geschichtlichen Landschaft mit Erfolg und Verdienst in weitere Kreise getragen. So ist uns — wichtig bei dem flüchtigen Gedächtnis einer Zeit voll übermächtigen Geschehens! — die tapfere Selbstbehauptung dieses Volkes wieder ins Gedächtnis gerufen worden, die in der Speyrer Heinz-Orbis-Tötung und im Pirmasenser Volksaufstand gipfelte. Es war das aber nur ein spätes Bild aus einer Geschichte steten Umkämpftseins, inneren und äußeren Druckes. Spanier und Franzosen waren hier (der grauenhafte Brand von 1689 war nichts Vereinzeltes); früher sozialer Druck hat sich schon im Bauernaufstand Luft zu machen gesucht und dann zusammen mit dem Franzosenelend zu den ungeheuren Pfälzerwanderungen geführt, die dieses Volkstum bis nach Pennsylvanien im Westen und in die Ukraine im Osten gebracht haben.

Unser Lesebuch erscheint in einem Augenblick des Aufatmens; das neue sozialistische Reich setzt dem inneren Druck die Volksgemeinschaft entgegen, und — nach dem Erscheinen unseres Buches geschehen — der Westwall ist nicht mehr umkämpfte Grenze.

Von alledem handelt das Buch. Es bringt die Tapferkeit und den hier besonders lebendig und blühend entwickelten Geist der Gemeinschaft, es bezeugt den Schwung neuen geistigen Bewußtseins, und es deutet strategisch-wissenschaftlich die Grundlagen des Schicksals. Die Beiträge, durch die Bank einheimisches Gewächs, bewegen sich überwiegend in künstlerischen Formen, von den strengen Formen der Dichtung bis zu der (überwiegenden) heimatkünstlerischen Erzählungsskizze.

Speyer — Wolfram List

Das verheimlichte Reiseziel. Heitere Geschichten. Von Siegfried Berger. Merseburg 1940, Friedrich Stollberg. 76 S. Geb. M. 1,80.

Vier dieser heiteren Erzählungen handeln von Künstlern und Musikern, die fünfte berichtet von Hagestolzen aus dem

Digitized by Google

Tier- und Menschenreiche, und die vierte ist nicht eigentlich heiter, sondern mehr ethisch befeuernd. Das Beste gibt Berger wohl mit der Geschichte von dem jungen Bildhauer und der hübschen Baumeisterstochter, die sich schelmisch und schmerzlich lieben und doch nicht zueinander finden. Sehr hübsch auch in der Titelerzählung, deren Pointe ein wenig blaß ist, die Zeichnung des Musikers, der jedes Jahr seine verschwiegene Reise macht, um der Musik und nicht weniger dem Wein zu huldigen. Die Erzählung von dem Pfingstkonzert spielt vor dem großen Friedrich; was aber darin seine emsige Pflege findet, die Herausarbeitung des letztlichen Zusammenklangs von Strenge und Menschentum, Dienst und Heiterkeit, Pflicht und Traum, das blüht am sonnigsten in der Erzählung von den drei Engelsköpfen, die ein lustig-genießerischer Meister am Prunkbette seines fürstlichen Herrn anzubringen wußte, der doch längst begehrlichen Freuden entsagt hatte.

Berlin — Theodor Hüpgens

Käuze und Schelme. Von August Winnig. Berlin 1940, Martin Warneck. 127 S. M. 2,—.

In dem Gewitter weltbewegender Ereignisse verhallt leicht die Stimme der abseits Stillen. Aber niemals werden die Menschen aufhören, ihr Ohr jenen Lauten zu neigen, die aus den heimlichen Winkeln der Landschaft und aus den verträumten Kammern ruhiger Herzen kommen. Es gibt da der Offenbarungen viele, von denen sich der ewig Geschäftige nichts träumen läßt und die zur unendlichen Mannigfaltigkeit der menschlichen Natur wie das seltene Wunder zum immerwährenden Glauben gehören. In solch eine Welt führt uns Winnig mit seinen Erzählungen. Es ist die Welt der Kleinstadt, der Wälder, der versonnenen Wege und Stege, der sanften Berge und Hügel, die von einer gedämpften Romantik umwoben sind, wo die Menschen in ihrem praktischen Dasein wurzeln, ohne die Hoffnung auf das unerkennbar Schöne und Bessere je aufzugeben. Alles das beherrscht Winnig aus den Tiefen seines Herzens. Solche Anschauung ist ihm eingeboren, und darum seine Erzählungen trotz der Kuriosität mancher seiner Gestalten wirkliche Musterbilder wahrhaften Lebens. Hier wird weder geklagt noch angeklagt, die menschliche Natur verwirklicht sich im Ablauf ihrer Bestimmung, und der Leser stellt mit stiller Genugtuung fest, daß es auch jenseits von Gut und Böse des unvergänglich Liebenswerten noch genug gibt.

Düsseldorf — F. O. H. Schulz

Barbara und die Männer. Roman. Von Joergen-Frantz Jacobsen. Aus dem Dänischen von Wolfheinrich von der Mülbe. Stuttgart Berlin 1940, Rowohlt. 313 S. Geb. M. 6.—.

Hoch im Norden, südwestlich von Island, liegt die dänische Inselgruppe der Färöer. Dort, in Thorshavn, kam Jacobsen um die Jahrhundertwende auf die Welt. Er schrieb zwei volkskundliche Bücher über seine Heimat; vor zwei Jahren erlag er der Schwindsucht. Im Nachlaß des 37jährigen, während der vier letzten Jahre seines leiblichen Verfalls entstanden, fand sich die Handschrift eines Romans. Auf seinen Seiten haften nicht die siechen, bitteren Spuren eines von dieser Krankheit Befallenen. „Barbara", so heißt das Buch in der Ursprache, gleicht der lebensstarken Natur. Was am Stoff aus der Zeit des Dänenkönigs Friedrich V. schwarz und düster war, wandelte sich unter den lichten Händen des Dichters zu einem sonnedurchwirkten Gewebe. In der färländer Sage behext und beseitigt die Pfarrfrau ihre Männer, bei Jacobsen wird sie zu einem Stück Natur, das durch den ihm eigenen Zauber den Männern zum Verhängnis wird. „Sie war die Natur selbst", sagt der Dichter von ihr, „verantwortungslos, aber zugleich blind, leicht zu hintergehen". Sie fesselt so lange, bis sich ihre Stunde erfüllt, bis endlich ein Jüngerer kommt, der nicht an ihr vergeht.

Damit befinden wir uns schon mitten in der Frage, wie ein Dichter einen geschichtlichen Fall behandeln soll und darf. Von der Schulter einer als teuflisch verschrienen Frau löst Jacobsen den derben Mantel der Sage und zeigt sie uns im durchschimmernden Gewand ihres Wesens. Er deutet von seiner eigenen Zeit nichts in sie hinein, überbürdet sie nicht seelenkundlich; er bewirkt „lediglich" eine Verwandlung, die insgeheim eine ferne Zeit uns naherückt. Es ist derselbe schöpferische Vorgang wie bei Undsets „Sigrid Lavranstochter" etwa, ein Vorgang, von dem man nur das Ergebnis feststellen und gutheißen kann. Barbara redet nicht in der Sprache ihrer Zeit; die hinge ihr sonst an wie welkes Blattwerk. Sie redet auch nicht durch den Mund einer Frau unserer Zeit, sie redet und handelt eben, wie es uns bei ihrer Natur wahrscheinlich dünkt. Alles ist darstellbar, soweit es wahrscheinlich wird. Ohne uns das Gerippe einer verschollenen Zeit des weiteren auseinanderzusetzen, das Drum und Dran an Kostümen, gesellschaftlicher Ordnung, zeitlicher Herrschaft, gibt uns der Dichter den unverkennbaren Duft aus losen, heiteren Tagen, die flimmernden Bänder einer spätbarocken Welt, die bis an das entrückte Felsengestade nordischer Inseln heranflattern. Über einem armen, schwerblütigen Schlag treiben die zartpudrigen Wölkchen des Rokokos, tänzeln die Klänge zierlicher Menuetts. Durch ein einsames, zährinnendes Leben geistern die schwarzblauen Schwingen des Rausches, huschen die rosafarbenen Flügel der Verführung. An dem treudumpfen Glauben der Fischer rankt sich das frömmelnde und vernünftelnde Gehabe von Pastoren empor, und nur einem, bis er der Liebe, dem Trunk und der Verzweiflung erliegt, Barbaras drittem Mann, Poul Aggerföe, macht das Gewissen zu schaffen. Ohne Groll und Eifer leuchtet der Dichter in geistliche und weltliche Herzen hinein, lächelnd, bis in die allerletzten Winkel. Da laufen die kleinen Leute mit ihren Schwächen umher und die selbstgefälligen Amtsmänner; doch unter ihnen, wie ein Fremdling auf eine öde Insel verschlagen, lebt ein feiner, glasklarer Kopf, von französischen Denkern erhellt, durch Erkenntnis und Wissen zu sehr gelähmt, um am allgemeinen Treiben noch teilnehmen zu können, und über sie gesetzt ist ein prächtiger Mann, der Landesrichter, mächtig an Gestalt und Duldsamkeit, ein bäuerlicher Gottvater in seiner Besorgtheit, Einfalt und Güte. Die Frauen: neugierig, schwatzhaft, die alten mitunter vergrämt oder köstlich verbissen, die jungen ihrer Zeit ergeben, leichtlebig, liebesfeil; an ihrer Spitze, geschmälert, beneidet und auch geliebt: Barbara, die Pfarrfrau, die schon zwei Männer überlebte, die, holdselig und immerfort neu wie die Natur, den heißblütigen Poul im Sturm sich erobert, ihn stärker noch liebt als alle andern zuvor und dennoch, fast wider ihren Willen, der Liebe zu einem Studenten verfällt. Sie, die für einen jeden, auch den armseligsten, ein gutes Wort übrig hat, eine liebreiche Gebärde, und, darin sich sonnend, Licht und Wärme verbreitet, ist das schlagende Herz der Färöer; sie ist eine Flamme, verlockend, heidnisch und wild, die, sich selbst versehrend, versengt, was sie umfängt. Wie Helena in der „Iliade" ist sie, wie Irene in der „Forsytesaga"; eine Schönheit, die durch ihr bloßes Sosein zerstört. „Barbara verliert man nie", sagt Jacobsen. „Dafür besitzt man sie auch niemals

Digitized by Google

ganz." Völlig unmittelbar wie die andern Gestalten seines Romans läßt sie der Dichter wirken. Einmal nur deutet er an, sie habe einen roten, kräftigen Mund, öfters spricht er von ihren meergrünen Augen, Nymphenaugen, seeentstiegen. Das vergißt man nicht. Sie ist die werdende, sich selbst getreue, ewig hungernde Natur. Sie ist ein tief irdisches, dumpf Erlösung heischendes Wesen, auf dessen Antlitz, sobald es schläft, ihm selbst verborgenes Leid rinnt. In Barbara schuf Jacobsen ein Weib, das unter die großen Gestalten der Weltdichtung eingehen wird. Darüber hinaus aber ließ er eine abgeschiedene Inselwelt und ihre Leute und ein verklungenes Leben wie ein teures, verschollenes Eiland aus einem nebelschwerem Nordmeer emporsteigen.

Wie Musik fließen die Worte dahin. Ein klingendes Leuchten geht über das herbe, nebelstumme Gesicht der Färöer und bannt das verschlossene Land. Ein Beispiel nur. Bei nächtlichem Umherirren stößt Poul auf einen sturmzerwühlten Bergsee: „Er hatte ein Leben gefunden in der Wüste, ein wild erregtes Wasser, und dessen ganze Leidenschaft war Einsamkeit." Dieser Roman atmet eine seltene Ruhe, eine köstliche, von rundem Humor und stillem Betrachten geformte Gelassenheit. Ein verzeihendes, wärmendes Lächeln durchschwebt ihn. Dieses Buch ist weise, weil es das Leben durchschaut und — bejaht.

Von der Mülbe hat „Barbara" in vorbildlicher Weise übertragen. Allein schon die Wiedergabe der Lieder verrät seine feine, einfühlende Kraft.

München Fritz Knöller

Der Bader von Kortryk. Das Leben des Jan Palfyn 1650—1730. Von Arthur Broekaert. Aus dem Flämischen übertragen von Bruno Loets. Leipzig, L. Staackmann. 335 S. mit 7 Bildtafeln nach Stichen der Zeit und 3 Zeichnungen im Text. M. 5,50 (7,50).

Wild war die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts in Flandern, dem politischen Wetterwinkel Europas. Spaniens und Frankreichs Heere führten ihre wechselvollen Kriege auf dieser blutgetränkten Erde, der Himmel war rot vom Feuer der brennenden Dörfer, und groß war das Elend unter den Menschen. Das war die Zeit, in der Jan Palfyn in Kortryk aufwuchs, derselben Stadt, in der einst die Flamländer in der berühmten „Sporenschlacht" ruhmreich ein französisches Ritterheer geschlagen hatten. Palfyns Vater war Bader, gehörte also zu jener im Zwielicht gesellschaftlicher Anerkennung lebenden Gilde, die im Heilwesen eine so wichtige Lücke ausgefüllt hat, so sehr die hochtrabenden studierten Ärzte über das „schmutzige" Bader- und Chirurgenwerk auch die Nase rümpfen mochten. Die Devise des alten Gillis Palfyn „Man muß helfen, so viel man kann!", die manchen Wissensmangel und manche ärztliche Erfahrung gnädig verdeckte, wurde dem Knaben Jan früh zur Selbstverständlichkeit; sie verband sich in ihm schon bald mit einem Erkenntnisdrang, mit einer Besessenheit, den Geheimnissen des menschlichen Körpers auf den Grund zu kommen. Diese Leidenschaft trieb den jungen Bader auf den gefährlichen Weg zu Galgenstätten und Kirchhöfen, um sich unter dem Schutze der Nacht Skelette und Leichen für seine Forschungen zu holen, sie machte ihn viele Jahre zu einem heimat- und ruhelosen Manne, der draußen in der Fremde mit zusammengebissenen Zähnen arbeitete und darüber Hunger und Leid vergaß, und schließlich ließ sie in ihm fast die Fähigkeit zu „einem eigenen bißchen Glück" verdorren.

Broekaert berichtet uns von dem Leben des Jan Palfyn, dem seine Nachfahren zu Kortryk längst ein Denkmal errichtet haben, er schildert uns den Durchbruch dieser Forscherlaufbahn aus einer von Quacksalberei und Hexenfurcht durchgeisterten Vergangenheit in eine Zukunft, in der sich die ersten Umrisse der modernen Naturwissenschaften abzuzeichnen begannen. Mitten in diesem Kampf der Geister steht Jan Palfyn als ein echter Flame mit der ganzen Hartnäckigkeit seines Stammes, aber auch mit der Hellhörigkeit für das Echte und Fruchtbare an den neuen Strömungen. Er gehört zu denen, die das Zeug dazu haben, beim Einsturz des Überlebten und zäh Beharrenden tatkräftig zu helfen und einer neuen Epoche den Weg zu bereiten. Der berühmte niederländische Arzt Hermann Boerhaave legte seinen Vorlesungen Palfyns Aufzeichnungen zugrunde, und aus seiner chirurgischen Praxis hat die sogenannte Palfynsche Zange bei der Geburtshilfe große Bedeutung erlangt.

Man könnte die Geschichte des Baders von Kortryk, so wie Broekaert, selbst ein flämischer Arzt, sie erzählt, einen Roman nennen. Die zarte Liebeshandlung zwischen dem Helden des Buches und Margareta, der Tochter des vornehmen Ratsherren Wallaert, und die schönen Stellen der inneren Begegnung zwischen Vater und Sohn verketten die Empfindungen des Lesers eng mit dem Schicksal der dargestellten Personen. Aber dann wieder distanziert sich die Handlung so stark, fühlen wir die Menschen wie Figuren so sehr objektiviert und in historische Ferne gerückt, daß wir uns vor eine ebenso einfache wie eindringliche Chronik versetzt glauben, eine Chronik allerdings, der die Jahrhunderte nichts von ihrer Wirkungskraft nehmen konnten.

Gewiß kann das Buch Broekaerts als eine in dramatische Einzelbilder aufgelockerte Biographie gelten. Der Rahmen aber ist weiter gefaßt, denn neben Jan Palfyn — oder besser durch ihn hindurch — spielt die Hauptrolle das flämische Volk, das im Kampf zwischen Frankreich und Spanien ausgesogene Flandern, das an der Wende der Jahrhunderte, im Innersten aufgewühlt, die seltsamsten Gestalten an die Oberfläche schleudert: blutleere Duckmäuser und von Lebenshunger Gejagte, religiöse Eiferer und lichtscheues Gesindel, tobende Banditen und stille Frauen. Mit großer Kraft, mit der malerischen Begabung der Flamen, sind die Farben aufgesetzt, und es ist gewiß kein Zufall, daß wir beim Lesen die Bilder der unsterblichen Meister Flanderns vor unserem Auge aufsteigen sehen.

Berlin Georg Böse

Literaturwissenschaftliches

Schillers Werke. Nach der von Ludwig Bellermann besorgten Ausgabe neu bearbeitet von Benno von Wiese. Mit Federzeichnungen von Karl Wernicke. 12 Bände. Leipzig o. J., Bibliographisches Institut. Je Band in Leinen M. 1,90.

1895—1897 gab Ludwig Bellermann im Verlag des Bibliographischen Instituts eine „kritisch durchgesehene und erläuterte" Ausgabe von Schillers Werken in 14 Bänden (davon 8 als Auswahl für weitere Kreise) heraus: eine für jene Zeit achtunggebietende Leistung des vielbewährten Schiller-Forschers und -Künders. 1922 besorgten Robert Petsch, Albert Leitzmann und Wolfgang Stammler, nach Bellermanns Tode, eine neue Bearbeitung in 15 Bänden, die den reichen Forschungsertrag der Jahrzehnte um die Jubiläumsjahre 1905 und 1909 kritisch verwertete. Sie wendet sich, wie auch die älteren Gesamtausgaben von Goedeke, von der Hellen, Güntter-Witkowski, in erster Linie an den Wissen-

Digitized by Google

schaftler. Demgegenüber geht Benno von Wiese als Herausgeber der vorliegenden Edition im Philologisch-Kritischen wieder auf die ältere Arbeit Bellermanns zurück, der er in der Textgestaltung wie in der Einzelerläuterung weitgehend folgt, während er seine eigene Aufgabe vor allem in der neuartigen Gesamtdeutung unseres großen nationalen Dichters aus dem Geiste unsrer Zeit sieht: einer Deutung, die er, in Weiterführung der Forschungen eines Fricke, Böckmann, Petsch, Cysarz, Pongs u. a., besonders in den Einleitungen des letzten Bandes der Ausgabe zu Schillers Leben und Werk im ganzen wie zu den einzelnen Werkgruppen (Lyrik; Erzählungen; Jugenddramen; Reifedramen seit dem „Don Carlos"; dramatische Bruchstücke; philosophische und historische Schriften) gedrängt, aber selbständig und anregend betätigt. Die nähere Entwicklung und Begründung dieser Deutung, speziell der Dramen, im Sinne der „Einheit in der Mehrschichtigkeit" der inneren Motive Schillerscher Tragik, die von Wiese im Zusammenhang einer fortlaufenden Analyse von Schillers dramatischem Gesamtwerk gleichzeitig in einem Bändchen von Meyers kleinen Handbüchern gegeben hat (Die Dramen Schillers, Politik und Tragödie, Leipzig, Bibliogr. Institut 1938), ist in dieser Zeitschrift bereits gewürdigt worden (Die Literatur 41, 505).

Gegenwärtige Ausgabe hat zwar nicht mehr, wie einst zu Ende des vorigen Jahrhunderts Bellermann, die Zwecke des „weiteren Kreises gebildeter Leser" im Auge, wohl aber jene Zielsetzung einer zugleich volkstümlichen wie wissenschaftlich ernst zu nehmenden Darbietung edelsten deutschen Geisteslgutes, die den neuen Klassikerausgaben des Bibliographischen Instituts insgesamt ihr im besten Sinne modernes Gepräge verleiht und der auch die unaufdringlichen Federzeichnungen K. Wernickes taktvoll dienen. Dem entspricht auch die Wahl des Aufgenommenen, die sich von der achtbändigen Auswahl Bellermanns vor allem dadurch unterscheidet, daß sie neben den vollendeten Dramen, den größeren philosophischen und geschichtlichen Arbeiten und der erzählenden Prosa die gesamten Gedichte sowie die wichtigsten dramatischen Fragmente bringt: eine sehr reichhaltige Auslese also, zu der sogar noch ergänzende Nachtragbände mit den Übersetzungen, kleineren ästhetischen Aufsätzen usw. in Aussicht gestellt werden, die dann die Edition der Vollständigkeit ziemlich nahebringen dürften. Ein Schrifttumsverzeichnis weist, zumal in Berücksichtigung der jüngsten Forschung, die Wege zu weiterer Vertiefung in die Schillerwelt. Alles in allem: eine des großen Gegenstandes und der Schiller-Renaissance unsrer Tage würdige herausgeberische Leistung, gekleidet in druck- und buchtechnisch ansprechendes Gewand.

Göttingen — Rudolf Unger

Die Jugendbewegung im Spiegel deutscher Dichtung. Von Karl Krauße. Würzburg-Aumühle 1939, Konrad Triltsch. XIII und 157 S. M. 3,60.

An der Bedeutung der Jugendbewegung für die Erneuerung Deutschlands kann heute niemand mehr zweifeln. In der Ablehnung des geistigen und sittlichen Verfalls der Nachkriegszeit, aber auch schon des vor dem Weltkriege herrschenden Ideals bürgerlicher Sattheit, in Forderungen wie Arbeitsdienst, Siedlung, deutsches Volk in einem großdeutschen Reich, in der Verehrung der Natur, in der Neuüberprüfung der Haltung zum Christentum und in zahlreichen anderen Bestrebungen kündete sich die Erneuerung an, die ihre politische Form durch den Nationalsozialismus gefunden hat. Heute sind freilich auch die Schwächen der Jugendbewegung besser zu überblicken als noch vor einem halben Menschenalter: romantisches Schwärmertum, Mangel an Einheitlichkeit und programmatischer Klarheit, Mangel einer starken führenden Persönlichkeit und einer schöpferischen Tat.

Das alles geht aus Krauße Buche hervor — nur daß es dem Leser selbst überlassen bleibt, die Schlüsse zu ziehen. Denn Krauße gestaltet seinen Stoff nicht, sondern kommt über ein ausführliches Referat nicht hinaus; vor allem aber steht er ihm nur an ganz wenigen Stellen wirklich kritisch — im wissenschaftlichen Sinne — gegenüber. Zettelkastenmäßig werden die dichterischen Werke in drei große Gruppen verteilt: Dichter der Bewegung (bedeutende Namen sind hier nur Brües und Alverdes); Zeitgenössische, die Bewegung darstellende Dichter (z. B. Dreyer, Flex, Heyck, Speckmann); Bevorzugte zeitgenössische Dichter (z. B. Binding, Burte, Carossa, George, Hesse, Kolbenheyer, Löns, Nietzsche, Spitteler, Strauß, Thieß, Wedekind u. a.). Der letzte Abschnitt ist leider der kürzeste und bleibt notwendig äußerlich (etwa nach dem Schema: „Die Bedeutung der geschlechtlichen Not für das Jugendalter, die die Bünde erkannt haben, finden sie ebenfalls in den von ihnen gelesenen zeitgenössischen Dichtungen"). Die drei Gruppen sind dann jeweils in drei Unterabschnitte „Die Ablehnung der ‚alten Welt'" (Elternhaus und Schule, Die sexuelle Not, Die Stadt), „Die Wiedergewinnung eines Lebensgrundes" (Der Krieg, Die Natur, Die Religiosität), „Der neue Mensch" (Der Adel der Zukunft, Führer und Gemeinschaft, Ehe und Kind) mit geringfügigen Unterschieden in den einzelnen Gruppen gegliedert. Zahlreiche Zitate aus den behandelten Werken erläutern jeweils die einzelnen Problemkreise.

Trotz der Einwände sind wir dem Verfasser für seine Vorarbeit dankbar. Denn sie berichtet über ein Gebiet, ohne das literarische Erscheinungen wie etwa der Expressionismus unverständlich bleiben müssen und das außerhalb des Literarischen, wo es mit wenigen Ausnahmen über Ansätze zur dichterischen Gestaltung nicht hinausgekommen ist, für die gesamte deutsche Kultur von hoher Wirkung gewesen ist.

Bologna — Horst Rüdiger

Verschiedenes

Der Prinz Eugen. Sein Weg, sein Werk und Englands Verrat. Von Walter Elze. Stuttgart 1940, Deutsche Verlags-Anstalt. Mit einer Auswahl von Dokumenten, 148 S., 4 Tafeln. Leinen M. 4,—.

In einer Zeit, da das neue Großdeutsche Reich sichtlich und rasch der Verwirklichung seiner europäischen Sendung entgegenreift, kann es nicht an Aufnahmebereitschaft fehlen für die gerade zur rechten Stunde erscheinende Untersuchung von Elze, dem Direktor der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Historischen Seminars der Universität Berlin, die ein neues Licht auf die ohnedies ebenso reizvolle wie aktuelle Gestalt des „edlen Ritters" wirft. Der Untertitel dieser straff und lebhaft vorgetragenen Monographie bezeichnet bereits deutlich genug die besonders neuartige und zeitgemäße Perspektive ihrer Konzeption; die Beigabe einiger einschlägigen Dokumente indes von des Prinzen und Marlboroughs Hand belegt und erhärtet die Legitimität von Elzes Deutung und schützt sie vor dem Verdacht einer etwa nur konjunkturgeborenen Spekulation.

Die Daten wie das Charakterbild des Helden dürfen hier gewiß als bekannt vorausgesetzt werden. Elze entwickelt in kurzen und eindrucksvollen Bildern über die Stationen dieses

Digitized by Google

Lebensganges hinaus einen weltweiten politischen Horizont, in dessen bewegende Mitte immer gravierender die sieg- und ruhmreiche Gestalt des Prinzen hineinwächst. Nach der Sicherung der habsburgischen Macht und der großdeutschen Einheit weitet sich sein staatsmännischer Blick zu Perspektiven gesamteuropäischen Ausmaßes. Angesichts der Notwendigkeiten sowohl wie Möglichkeiten im Gefolge des Spanischen Erbfolgekrieges kommt er zu der Konzeption einer europäischen Neuordnung von dauerhaftem Gepräge, in der dem Reich die Verantwortung für das Festland, England die für Meer und Übersee zugedacht war. Auch der Kampfgefährte Marlborough ist für diese Idee gewonnen. Da wird dieser bald nach Malplaquet gestürzt und kurz darauf Eugen unmittelbar vor dem entscheidenden Schlag gegen den gemeinsamen Gegenspieler Ludwig XIV. von England durch einen Sonderfrieden verraten. Marlboroughs Nachfahr Winston Churchill selbst findet in seiner Biographie seines Ahnen dafür folgende Worte: „Nichts in der Geschichte zivilisierter Völker hat diesen Verrat übertroffen."

Die Ableitungen und Assoziationen, die sich aus solchen, dokumentarisch belegten Sachverhalten ergeben, liegen auf der Hand. Der Prinz hat seinerzeit seinem englischen Partner swarnend zugerufen, sein Land „setzt sich in Gefahr, mit einer solchen Konduite sich selbst und ganz Europa zu verlieren". Es ist ein dankenswertes Verdienst des Berliner Kriegsgeschichtlers, in seiner Schrift den Hinweis und den Nachweis zu erbringen, wie schon einmal in einer geschichtlichen Sternstunde Europas England sich für den Verrat und den Untergang prädestiniert hat.

Magdeburg — Otto Karsten

Der Einfluß des Erasmus auf die englische Bildungsidee. Von Helmuth Exner. Berlin 1939, Junker und Dünnhaupt. 159 S. M. 6,80.

Gerade im gegenwärtigen Augenblick verdient dieses Buch einige Aufmerksamkeit. Nicht als ob wir Erasmus für die Fehler der englischen Politik und für den ultrakapitalistischen Aufbau der englischen Gesellschaft verantwortlich machen wollten; immerhin gibt es manches zu denken, wenn man das abschließende Kapitel über Erasmus und die englische Staatsidee liest und dort nicht nur Parallelen, sondern auch unmittelbare Einflüsse findet. In gewisser Weise ist es auch nur natürlich, daß sich Erasmus und die Engländer nahestanden, wie der „Überblick über die persönlichen Beziehungen des Erasmus zu England" zeigt; denn in jener merkwürdig selbstverständlichen, sozusagen harmlosen Art, wie die Engländer Antike und puritanisches Christentum nebeneinander zu Grundbestandteilen ihrer Erziehung gemacht haben, sind sie Erasmus ähnlich, der ja auch, „wo er nur konnte, die Übereinstimmungen der sozusagen legitimen christlichen Ideen mit den erhabenen Gedanken antiker Größen zeigte. Dabei mußte sich das Schwergewicht im Christentum auf die ethische Seite legen, und andererseits wurde auch die Antike als die große moralische Lehrmeisterin gewertet." Das ist richtig, wenn man den Nachdruck auf das Moralische legt, bekanntlich ein Steckenpferd gewisser englischer Gesellschaftskreise und Staatsmänner. Vom Zauber der Antike hat Erasmus so wenig empfunden wie der englische Humanismus. Um so mehr wirkte der Holländer auf die formale Spracherziehung, auf die pädagogischen Theorien und das englische Schulwesen, auf die anglikanische Kirche — er, der ängstliche Gegner der Reformen und der Reformation! — und auf das englisch gefärbte Christentum überhaupt. Freilich nahmen die Engländer nur das von Erasmus auf, was ihnen wesensverwandt war. Das war zweifellos ihr gutes Recht; indessen ist es aufschlußreich zu sehen, wo hier die Grenzen liegen und wo, beziehungsweise in welcher Weise die übernommenen Gedanken abgebogen werden.

Exners Arbeit ist ein willkommener Forschungsbeitrag, der zwar in vielem seinen Vorgängern, besonders englischen Erasmus-Forschern, verpflichtet ist, aber auch eigene Ergebnisse findet und neue Verbindungen schlägt.

Bologna — Horst Rüdiger

Die Etrusker. Größe, Geheimnis und Untergang eines Volkes. Von Kurt Pfister. München 1940, F. Bruckmann. 136 S. 86 Abbildungen. Geb. M. 9,—.

Die schon mit dem 17. Jahrhundert einsetzende wissenschaftliche Durchforschung der etruskischen Gräber in der Toskana, im alten Etrurien, hat bis heute etwa 90000 Inschriften in etruskischer Sprache zutage gefördert. Aber trotz der mehr als 200jährigen Bemühungen der Wissenschaft gelang es nicht, die Sprache zu entziffern, obwohl wir ihre aus dem griechischen Alphabet stammenden Schriftzeichen lesen können — ein immer noch aufregend kurioser Fall. Abgesehen von einigen hundert teils mit griechischen Eigennamen verwandten, teils von antiken Autoren übersetzten Wörtern wird die etruskische Schrift für uns ein stummer Mund bleiben, bis einmal ein größerer doppelsprachiger Text zu ihrer Enträtselung gefunden wird. K.

Um so beredter aber künden von diesem geheimnisvollen Volk die häufigen Nachrichten antiker Schriftsteller und die aufschlußreichen Funde aus den etruskischen Grabkammern, Wandgemälde, zahllose Inschriften, Sarkophage, Gebrauchs-, Schmuck- und Kultgegenstände. Wie bei der ägyptischen Kultur empfing die Forschung auch hier aus den Bezirken des Todes die lebendigsten Vorstellungen von dem Dasein eines Volkes, da nach seinem Glauben der Verstorbene in der Grabkammer sein gewohntes Leben fortführte. Die „Etruskologie" hat sich zu einem eigenen Wissenschaftszweig entwickelt, dem von seiten der Archäologie, Völkerkunde, Geschichtsforschung, Religions- und Sprachwissenschaft noch besondere Aufgaben zuwuchsen. In steigendem Grade sind auch weitere Kreise von dem Geheimnis dieser untergegangenen Welt angezogen worden. Doch fehlte es bisher noch an einer knapp zusammenfassenden, den Nichtfachmann anregenden Darstellung des schwierigen Gegenstandes.

Diese Lücke scheint uns das vorliegende Werk auszufüllen, indem es wissenschaftliches Verantwortungsbewußtsein mit der Rücksicht auf eine den Problemen ferner stehende Leserschaft in sympathischer Weise verbindet. Etwa 2000 Veröffentlichungen hat der Verfasser nach seiner Angabe ausgewertet, um die Leser von dem gegenwärtigen Stand der problemreichen Etruskerfrage zu unterrichten und zugleich in großen Zügen ein anschauliches Bild vom Wesen und Leben dieses Volkes zu geben.

Zuerst auf die Frage nach Herkunft und Abstammung der Etrusker eingehend, macht sich Pfister wohl mit Recht die durch Übereinstimmung der antiken Überlieferung und die überwiegende Mehrheit der Etruskologen vertretene Ansicht zu eigen, daß es sich um ein auf dem Seeweg von Kleinasien in das westliche Italien eingewandertes, weder semitische noch indogermanische Elemente enthaltendes Mischvolk handelt, aus dem Raum des sogenannten ägäischen Kulturkreises, der auch die ebenso geheimnisvollen Reiche der Hethiter und Kreter umfaßte. Sodann umreißt der Verfasser die Grenzen des etruskischen Machtgebietes, zur Zeit seiner größten Entfaltung von den Alpen bis zu den griechischen

Digitized by Google

Kolonien im Süden Italiens, und schildert die heldenmütigen Existenzkämpfe des Volkes mit den Kelten und Römern bis zu seinem Verfall, den nach Pfisters energischer Betonung die Übermacht seiner Gegner und Aufzehrung der volkhaften Substanz, nicht sittliche Schwäche und üppiges Leben herbeiführten. Etruskische Wirtschafts- und Handelspolitik, Zivilisation und Lebenskultur, Sprache und Schrift, Verfassung und Streitmacht werden in den folgenden Abschnitten an Hand eines reichen Tatsachen- und Quellenmaterials als die Grundlagen der Größe dieses Reiches geschildert. In die Tiefe des etruskischen Volkstums aber dringen die Betrachtungen über Mythos, Religion und Ritus sowie über die Kunst der Etrusker. Die mehrfach gespaltene Wurzel der Seele dieses Mischvolkes aufdeckend, weist Pfister vor allem auf die in den Grabfresken sichtbare Mischung von diesseitsfroher Lebenslust und schreckensvollen Jenseitsvorstellungen, auf den der ganzen ägäischen Welt eigenen Dualismus hin. Indem er auch im Kunstschaffen der Etrusker den Rhythmus des ägäischen Kulturkreises wirksam sieht, wendet er sich gegen eine Überschätzung des rein griechischen Einflusses, der sie bestenfalls als geschickte Nachahmer erscheinen lasse. Wenn wir auch dieser Anschauung Pfisters grundsätzlich beipflichten, halten wir doch den schon in der älteren Etruskerkunst unleugbar vorhandenen Einfluß griechischen Formgeistes für so wesentlich, daß es sich wohl verlohnte, diesem Phänomen eindringlicher nachzugehen. Wie das Griechische durch die fremdartig östliche Gestalten- und Formenwelt von exotischen Pflanzen und Tieren, von dunklen, schmalhüftigen Menschen mit großen Rätselaugen und einem wissenden Lächeln um den Mund hindurch schimmert und ihre asiatische Gebundenheit seelisch auflockert, darin beruht ein ganz besonderer Zauber der etruskischen Kunst. Erscheint nicht zum Beispiel die Bronzefigur eines Kriegers aus dem 5. Jahrhundert als ein andersartiger Bruder der Ägineten? Die prachtvollen, zumeist großformartigen Wiedergaben etruskischer Bildwerke bringen uns jene Welt leibhaft nahe, wie denn überhaupt die Ausstattung des Buches seines bedeutenden Gegenstandes durchaus würdig ist. Nur auf einen kleinen, bei einer hoffentlich bald nötigen Neuauflage leicht zu beseitigenden Schönheitsfehler sei hingewiesen. Auf der 14. Seite trieb der Druckfehlerkobold sein Unwesen mit einigen verdienstvollen Namen von Gelehrten, und zwar zufälligerweise gerade von deutschen: Brunn, Klugmann und Herbig. Auch hat er auf Seite 130 aus den Nekropolen Nekrologe gemacht.

Im letzten Abschnitt behandelt Pfister eindrucksvoll das Sterben des Etruskertums als Volk und Staat und das Fortleben seines Geistes und seiner Kulturschöpfungen gerade bei jenem Volke, das seinen Untergang herbeigeführt hatte: Rom war bis zur Zeit des Hellenismus eine „zivilisatorische Kolonie der Etrusker" und verdankte ihnen einen großen Teil seines religiösen Ritus (vor allem die staatspolitisch so wichtige Eingeweideschau), die Grundzüge seiner militärischen und Zivilorganisation und vieles andere, „was an Weisheit und Sitte des Orients nach Rom kam". Welch überraschende Bestätigung erfährt damit der Mythos von Aeneas, dem kleinasiatischen Ahnherrn Roms, und welche weltgeschichtlichen Ausblicke tun sich auf, wenn man das Etruskische als west-östliches Kulturphänomen betrachtet! Nach einem vom Verfasser zitierten Wort J. J. Bachofens war Etrurien das Asien Italiens und noch in den Höllenphantasien des Toskaners Dante, in gewissen Zeichnungen von Michelangelo sieht Pfister den alten Etruskergeist von den Wänden der Grabkammern auferstanden.

München — Hans Poeschel

Die Tragödie ohne Schuld und Sühne,

Von Ernst Bacmeister. Wolfshagen-Scharbeutz 1940 Franz Westphal. 30 S. M. 1,50.

Ein Vortrag hält gelinde Abrechnung mit den Tragödien von der Antike über Shakespeare und Schiller bis zu Hebbel, insoweit sie alle die Schuld und die Sühne als Wesenszug einbegriffen. Bacmeister kündigt dafür aus dem Geist unserer Tage, aus der optimistischen Wendung des Denkens, die auf ein Jahrhundert des kritischen Pessimismus folgte, eine neue Tragödie an: ohne Schuld und also auch ohne Sühne, mit einem „heiligen" Übermaß, statt eines tollen, blinden, mit einem „heiligen" Untergang statt des büßenden, worin der schöpferische Geist als Heros antritt, so daß die Bühne künftig sein wird, was sie bisher noch nicht gewesen sei: „ein Spielfeld des seligen Heldentums". Denkt man zur Aufklärung zurück, fällt einem Nicolai ein, der, auf den Spuren Corneilles, für Furcht und Mitleid die Bewunderung einsetzte. — Bacmeister gewinnt durch die Sprache. Sie ist von klarer Schönheit wie Dichters Wort. Sie ist geprägt, ohne formelhaft zu werden. Sie ist kämpferisch, ohne streithaft zu sein. Freilich, ob er überzeugt? Ja, ob er, während er nur dem Helden ins strahlende Antlitz schaut, überhaupt das Entscheidende trifft? Die Urform der Tragödie ist nun einmal polar, einerseits aus einem Wollen, anderseits aus dem Sollen sprießend. Ihre Farbe: Glut vor der Nacht. Vor dem Morgen? So birgt sie ihr tiefstes Geheimnis erst darin, wie sie beides, Wollen und Sollen, Freiheit und Notwendigkeit, Held und Schicksal, Schicksal und Schuld, Hell und Dunkel, Wort und Tod in eins knotet. Heißt doch ihr Paradox „schuldlos schuldig" sein. Sonderbar, daß es gerade Hegel, der Optimist der Vernunft des Seienden, finden mußte! Bacmeister ist eigentlich trotz seines Glaubens an den Geist auf dem Weg zu einer metaphysiklosen und wohl auch dramatisch geschwächten Tragödie, wenn er sagt, daß eine Schwelle, woran das menschliche Streben schuldhaft pralle, nicht mehr vorhanden wäre, nachdem die antiken Götter, die mittelalterliche Vorstellung vom strafenden Gott, die wütenden Leidenschaften Shakespeares hingeschwunden seien. Oh, nichts davon ist vergangen: nicht das Gottesbewußtsein, nicht die Idee des deutschen Früh-, nicht die Dialektik des deutschen Spätidealismus, nicht einmal die harten, jähen Götter der Griechen (siehe Curt Langenbeck) und am wenigsten die menschlichen Leidenschaften. Was würde dann auch aus der Schauspielkunst! Nein, Dionysos lebt. Übrigens ist der Teufel nach christlicher Anschauung weder schlankhin der „Gegengott" — das wäre manichäischer Glaube —, noch hat er nach der mittelalterlichen und katholischen Lehre etwas mit der Läuterung im Fegfeuer zu schaffen.

München — Joseph Sprengler

Das Land der Griechen.

Antike Stücke deutscher Dichter gesammelt von Friedo Lampe. Berlin, Verlag Die Waage. 159 S. Pappband M. 4,50.

Bekanntlich hat keiner von den großen Deutschen der Goethezeit das Land der Griechen mit eigenen Augen gesehen. Aber alle suchten sie es mit der Seele; es gibt für diese deutsche Sehnsucht keine gültigere Prägung als das Wort der Goetheschen Iphigenie, obwohl es zu jedem Zitatenschatz gehört. Die Welt der Alten blieb ein Traum- und Wunschbild ihres Geistes. Es war ein schöner Gedanke von Friedo Lampe, ein Akt der Huldigung an den griechischen und den deutschen Genius, deutsche Zeugnisse der Berührung beider Geister gleich kostbaren Andachtsdingen wortlos vor uns aufzustellen und durch sich wirken zu lassen, ein jegliches, wie Mörikes

Digitized by Google

„Antike Lampe", selig in ihm selbst, auf seine Weise schön, je nach Alter, Generation und Zeit seines Schöpfers. Auf die verschiedenste Weise bringen sie in edelster deutscher Prosa und Versform das Griechische zur Erscheinung, Gegenstände des Altertums behandelnd, antiker Form sich nähernd oder vom hellenischen Seelenraum umschlossen.

Da sind großartige Meditationen über den antiken Menschen, wie die Einleitung von Goethes Winckelmann-Biographie, das glückliche Los der Alten im Gegensatz zu dem tragischen Schicksal der Neuern preisend und, zu nachdenklichem Vergleich damit anregend, Jean Pauls Gedanken über die Griechen, ein echt romantisches Traumstückmuster der Kunstbetrachtung, wie der Aufsatz Winckelmanns über den Torso im Belvedere, Heinses Beschreibung von Rubens' „Flucht der Amazonen" und die unsagbar schöne Stelle aus Stifters „Nachsommer" über das Marmorbild finden sich hier vereint, grundverschieden in der Art des künstlerischen Sehens und Empfindens, doch miteinander verbunden durch den Eros zum Schönen. Und wieviel Möglichkeiten, den Griechen es gleichzutun, weisen die dramatischen Stücke dieser Sammlung auf, Goethes plastische Proserpina- und Helenaszenen, die theokritischen Idyllen Geßners und Maler Müllers, das süße Liebesduett aus Grillparzers „Hero und Leander", und Kleists „Amazonenschlacht" mit ihrem ehernen Klang! Am vielfältigsten aber spricht sich der deutsche Drang zur Begegnung mit dem Griechischen lyrisch aus, im sanften Sehnen der Klassizisten des Rokoko, Hölty, Salis und Matthison, nach dem Lethe spendenden Elysium, in der pathetischen Klage Schillers um die unwiederbringlich verlorene Welt des Schönen und in dem klaren Streben Goethes nach leibhafter Gegenwart antiker Gestalten, bei Hölderlin in seinem posthumen Griechentum, bei Platen und Stifter, Mörike und C. F. Meyer in ihrer Flucht aus einer frostigen und nüchternen Wirklichkeit in die sonnenfrohe Gestaltenwelt des Südens.

Wie bei jeder Auswahl könnte man noch dies oder jenes Stück hinzufügen. Vollständigkeit liegt nicht in der Art einer Blütenlese. Was wir aber aufrichtig wünschen, ist eine Fortführung dieser schönen Sammlung bis zur Gegenwart, die auch wieder, auf ihre Weise, das Land der Griechen zu suchen scheint.

München — Hans Poeschel

Die letzten Dinge. Von Tor Andrae. Deutsch (aus dem Schwedischen) von Hans Heinrich Schaeder. Leipzig 1940, J. C. Hinrichs. 240 S. M. 3,40.

Offener und gründlicher als hier kann die Krise des Christentums kaum umrissen werden: Sterben die Götter, Christus, Gott selber, die Götter aller Weltreligionen? Sind Kirche, Dogma, Theologie verödet, tot? Kann die Religion zu Kultur und Weltanschauung von heute, zu Nationalismus, Sozialismus, Kollektivismus überhaupt noch ein Verhältnis gewinnen? Stirbt sie mit Spiritualismus und Animismus, auch in deren höheren Formen? Ist Religion und Irreligion gleichberechtigt? Sind die völkischen und rassischen Grundkräfte auch der andern Weltreligionen erschöpft, der Upanishaden-Religion, des Buddhismus, des Islam, daß sie der längst toten Zoroaster- und Edda-Religion ins Grab folgen müssen? Oder wird, wie im Römerreich, ein neuer Synkretismus sich bilden? Oder, falls es möglich wäre, daß das Christentum leben bliebe, würde es sich in neuer, in moderner Denkweise, Vorstellung und Sprache geben können? Oder sind wir auf dem Wege zu neuen Offenbarungen? — Dies und anderes prüft der Verfasser (Schüler und Nachfolger Söderbloms in Uppsala, Bischof in Östergötland) an sämtlichen Urkunden der Offenbarung in der Welt, an künstlerischen und wissenschaftlichen Dokumenten andrer Art, an den Erscheinungen der Religions- und Weltgeschichte, an reichem Tatsachenmaterial aus Ethnographie und Ethnologie aller Erdteile, Rassen und Völker in drei großen Abhandlungen. Indem er (mit Schopenhauer) „den Tod als den eigentlichen inspirierenden Genius, den Musageten der Philosophie" und zugleich als die heilig-furchtbare Pforte aus dem Leben in ein anderes Dasein ansieht, entwickelt er in der ersten Abhandlung: „Die unsichtbare Welt" die Notwendigkeit, die uns an Unsterblichkeit, ewiges Leben und — horribile dictu für den Gegenwartsmenschen — an eine Auferstehung der Toten zu glauben zwingt. Im zweiten Aufsatz schildert er den „Kampf der Weltreligionen", indem er so vorurteilslos als tiefgehend Wesen, Erscheinung und Entwicklung jeder einzelnen derselben darstellt und, wiederum ins Christentum einmündend, dessen Wesen in der Trinität von „Sünde, Gnade, Christus" beschlossen und darin seinen „Anspruch", den Urheber des „Kreuzes" im ewigen archimedischen Punkt aller Menschlichkeit und Menschheit angesetzt zu haben, begründet findet. Im dritten Aufsatz untersucht er religionsgeschichtlich „die Frage der religiösen Anlage", indem er die (ethisch und metaphysisch gleichberechtigten) Typen des religiösen und irreligiösen Menschen im griechischen Altertum (Gegensatz Platon — Kritias u. a.), in Israel, Indien und im germanischen Norden (der heilige Olaf — Held Gaukathore u. a.) und in der Religion der Primitiven, von den Frühformen bis zur Gegenwart, von den Schamanen der Polarvölker bis zu den Propheten und Königen der Polynesier charakterisiert und nach einer feinen psychologischen Analyse der religiösen Funktion wiederum bei Paulus, Augustin und Luther (gegen den harten Asketen der Prädestination Calvin) die vorläufig zureichende Lösung dieser Frage findet. — Wer prüfend die Abhandlungen (für deren Einführung ins Deutsche Professor Schaeder in Berlin von jeder Seite Dank verdient) studiert, wird neben Fragen auch Einwände mancher Art vorbringen, als dringlichsten und vielleicht nächstliegenden darunter den Wunsch nach der Einbeziehung der Naturwissenschaften in diese Gedankenführung; denn heute, wo wir über Technik und Maschinentheorie des Lebens auch in der Naturbetrachtung und -forschung bis an die Grenze des Irrationalen und zu einer Metaphysik der biologischen wie der exakten Naturwissenschaft vorgedrungen sind, ist die Erneuerung des Religiösen ohne Verwertung dieser Gebiete nicht denkbar (war es eigentlich seit Goethe, dem christlich-unchristlichsten Menschen der Neuzeit nicht mehr).

Leipzig — Christian Tränckner

Dichter grüßen die Front. Herausgegeben von Heinrich Zerkaulen. München 1940, Deutscher Volksverlag. 222 S. Leinen M. 3.80.

Der Bamberger Dichterkreis bringt seine Jahresgabe für 1940 als Gruß an die Front heraus. Dichter im grauen Rock von 1914 bis 1918 und 1939/40, die sich teilweise auch im Lichtbild vorstellen, senden den Kameraden ihre Gaben des Wortes. Es scheint uns nicht nötig, daß Dichter, die sich nach alter, löblicher Sitte zu „Kreisen" zusammentun, einem Programm oder einer Richtung verschworen sind. Denn Dichter mit Programmen und Richtungen sind ja an sich schon eine etwas anrüchige Sache. Deutschland aber und das deutsche Volk, denen sie sich alle ergeben haben, sind zu lebendig und vielfältig, um als „Richtung" bezeichnet werden zu können. So macht denn auch die Mannigfaltigkeit der Tonarten und Melodien dieses Bamberger Dichterkonzert so reizvoll. Von

Digitized by Google

Ludwig Friedrich Barthel bis Zerkaulen reicht die Reihe der siebzehn Beiträge, die in Vers und Prosa mit Ernst und Humor Gutes und Bestes geben. Wir halten es nicht für angebracht, bei diesem Gruß einer dichterischen Werkgemeinschaft einzelne Leistungen hervorzuheben. Um aber alle würdigen zu können, ist der Rahmen einer Anzeige zu beschränkt. Doch scheint es uns immerhin angebracht, die Namen zu nennen, da mancher im Reich wissen will, wer dem Bamberger Dichterkreis, der nicht landschaftlich gebunden ist, zugehört. Außer den beiden bereits Genannten senden den Gruß an die Front: Max Barthel, Roland Betsch, Hans Brandenburg, Bruno Brehm, Friedrich Deml, Hans Frank, Otto Gmelin, Hans Christoph Kaergel, Felix Lützkendorf, Heryhert Menzel, Josef Fr. Perkonig, Gerhard Schumann, Heinz Steguweit, Anton Wurzer. Heinz Grothe zeichnet als Berichterstatter.

Hamburg-Blankenese — Rudolf Ibel

Ergötzliches. Betrachtungen. Von Wolfgang Goetz. Berlin, Frundsberg-Verlag. 215 S. M. 4,80.

Das ist sonderbar: — ich liege hier, irgendwo in Frankreich, eine Fahrradstunde vom Atlantischen Ozean entfernt, auf meinem Strohsack und packe das Buch von Goetz aus. Ein paar Kameraden sehen den rosafarbenen Umschlag, sehen die Karikatur eines Mannes und eine Schiefertafel, sie wittern Unterhaltung und sagen: „Zeig mal her!" Ich gebe den Kameraden das Buch, sie beginnen gleich zu lesen, es ist ganz anders, als sie erwartet hatten, aber es fesselt sie. Sie lesen eine Betrachtung, dann sagen sie, denen es natürlich nicht gegeben ist, ihr Urteil zu nuancieren: „Das ist fein. Das Buch mußt du uns geben, wenn du es ausgelesen hast!" — Und so geht jetzt das Besprechungsexemplar, das ich beim nächsten Weitermarsch ja doch liegen lassen muß, zunächst einmal von Hand zu Hand und tut gute Dienste.

Wolfgang Goetz, der den Gneisenau und den Bismarck auf die Bühne gebracht hat, der heitere Romane und geschichtliche Werke schrieb, vereinigt in seinem neuen Buche eine Reihe seiner Abhandlungen und Plaudereien. Man kennt manchen dieser Artikel schon, aber man freut sich (hier in der Fremde doppelt) über das unverhoffte Wiedersehen.

Soldaten pflegen im allgemeinen strenger zu werden in ihrem Kunsturteil, als sie es vorher waren. (Das konnten wir neulich bei einer Filmaufführung deutlich feststellen.) Und es spricht gewiß für Goetzens Buch, daß es Soldaten zusagt. Nun, er hat ja auch eine Art zu schreiben, die geeignet ist, jeden mitzureißen, auch den, dem die Atmosphäre seiner Schilderungen zunächst fremd ist. Sein Stil ist flott und unbekümmert bis zur Frechheit, man merkt, daß er aus reichem Wissen schöpft, und alles ist von reizenden Anekdoten und kleinen Geschichten umrankt. Ob er nun über Bücher plaudert oder über den Kalender, ob er die Geschichte einer Fliege erzählt oder ob er die (Oberlehrer-) Fragen aufwirft, ob das Lustspiel noch zeitgemäß und was eigentlich Humor sei — wir folgen ihm mit Vergnügen, weil alles so klug und so einleuchtend und so selbstverständlich gesagt ist.

Im Felde — Wilhelm Hammond-Norden

Aus Heimat und Ferne. Von Hermann Allmers. Eine Auswahl aus seinem dichterischen Werk. Bearbeitet von K. Schulz unter Mitwirkung der H.-Allmers-Gesellschaft. Mit Bildern von Arthur Illies u. a. Von der Weser bis zur Elbe, Bd. 2. Hamburg 1939, O. Meißner. 286 S. Leinen M. 3,80.

Der norddeutsche Leser kennt Allmers (1821—1902) aus seinem „Marschenbuch", jener trefflichen Darstellung von Marschboden, Marschlandschaft und Marschenmensch, der deutsche Leser (besonders der Italienfahrer oder -liebhaber) aus seinen „Römischen Schlendertagen" und aus seiner schlichten Lyrik (Brahms: Feldeinsamkeit). Hier ist Wesentliches davon ausgewählt und ein Auszug aus der Schilderung der Franzosenzeit Bremens: „Hauptmann Böse" hinzugefügt (wir vermissen eine Probe aus dem Stedinger-Epos). Heute noch vertieft man sich gern, obgleich in dieser gewandelten Welt jene Marsch, jenes Rom, jenes Bremen und die Lyrik von damals nicht mehr leben, in diese Schilderungen. Wir haben neue, wissenschaftlich vertiefte Darstellungen der Marschen, aber diese sind nicht so als lebensvolle Menschenwohnstatt mit dem bäuerlich liebevollen Auge Allmers' erfaßt. Neben den idyllisch frohen „Schlendertagen" wirkt Goethes Italienische Reise titanisch, wirken die gleichzeitigen Italienwerke jenes italienfrohen Jahrhunderts (Burckhardt, Stahr, Hehn, Gregorovius, Speckter u. a.) gewichtiger, geistreicher, wissenschaftlicher, wie denn auch zum Beispiel Reuters oder Brinckmanns „Franzosentiden" fülliger und spannender als „Böse" sind. Was zieht uns hier trotzdem an? Einmal die in allem durchscheinende Persönlichkeit dieses friesischen Hofbauern, das Tüchtige, das Stammes- und Standesbewußte, das sich vor allem Fremden, die feine Empfänglichkeit, Herzhaftigkeit und Vielseitigkeit, die sich auch vor den höchsten Erzeugnissen des Menschengeistes hält und bewährt. Und zum andern Darstellung und Stil. Allmers lebte im Zeitalter des Realismus, der, im Gegensatz zur vorangehenden Stimmungsromantik, alle sinnliche Erscheinung (über die seelische Schwingung hin) auf das möglichst sachnahe Wort und Bild zu transponieren suchte. Das trifft mit dem Wollen der jüngsten Gegenwart, die Gefühls- und auch die Stahlromantik zu überwinden, zusammen, nur daß der heute werdende Realismus die Sprache mit den mächtigen Schwingungen und der tatgespannten Dynamik von heute zu beleben versucht. Natürlich finden wir dies bei Allmers nicht; aber das kraftvoll Bäuerliche und die sachliche Klarheit, die Kürze und Geschlossenheit seiner meisten Sätze, die Schlichtheit und warme Freundlichkeit des Tons, das mundartlich Bodenständige der Sprache (allerdings stellenweise unterbrochen vom Bildungsdeutsch seiner Zeit), das alles wirkt wohltuend. Dieser 2. Band der Niedersächsischen Buchreihe ist beachtenswert, zumal da auch weltanschaulich einzelnes in den Gedichten auf heute hin vorklingt.

Leipzig — Christian Tränckner

Die Tierseele auf der Grundlage der grundwissenschaftlichen Philosophie und Psychologie von Johannes Rehmke. Von Bernhard Hecke. Greifswald, Ratbuchhandlung L. Bamberg. 304 S. mit 109 Abb. und 2 mehrfarbigen Bildtafeln. Großformat M. 12,—.

Mit den seelischen Äußerungen der Tiere, ihren Empfindungen, Gefühlen, Trieben und Strebungen hat sich schon im Altertum die Philosophie bald bejahend, bald ablehnend auseinandergesetzt. So billigt Aristoteles im Gegensatze zu den frühen Naturphilosophen, die nur graduelle Unterschiede zwischen Tier und Mensch anerkannten, jenem lediglich eine empfindende Seele zu, während er eine denkende, vernünftige allein dem Menschen zugesteht. Der Franzose Descartes erklärte schroff die Tiere für Automaten ohne geistiges Leben, und sein Schüler Malebranche glaubt in den Tieren nur eine Art von Uhren zu sehen, die sich bewegen und Geräusche verursachen. Wenn er seine Hündin prügelte, gab er entschuldi-

Digitized by Google

gend an, sie fühle ja doch keinen Schmerz. Ihr Geschrei sei nichts anders als das Heulen von Windstößen in einer Glasröhre, die man in Schwingungen versetze. Auch Kant machte einen scharfen Trennungsstrich zwischen Mensch und Tier. Jener erhöbe sich vermöge seines Ich über alle andern lebenden Wesen. Dadurch sei er eine Person mit einheitlichem Bewußtsein und darum ein „von Sachen, dergleichen die vernunftlosen Tiere sind, mit denen man nach Belieben schalten und walten kann, durch Rang und Würde ganz verschiedenes Wesen". Diese anthropozentrische Einseitigkeit setzte sich bei Fichte und Hegel fort. Die große Wende zu einer gerechteren und naturgemäßeren Anerkennung schulden wir der Romantik. Schelling war es, der, wie Ricarda Huch einen Romantiker sprechen läßt, „die von Fichte begrabene äußere Welt wieder aus dem Grab ins blühende Leben beschwor". Im Tierreich erblickte man fortan „die Stufenjahre der Menschenseele", sozusagen „den auseinandergelegten Menschen", die Tierseele habe sich nur nicht bis zur Höhe des Bewußtseins entwickelt, sie sei aber in bestimmter Prägung voll entfaltet. Auf verwandten Pfaden wandeln weiterhin die maßgebenden Psychologen des 19. Jahrhunderts: Fechner mit seinem Panpsychismus, nach dem alles beseelt ist, Lotze, dem die Seele sich in gleichgestaltetem Wechsel mit körperlichen Vorgängen offenbart, und Wundt, der Begründer der experimentellen Psychologie, dem die Seele kein besonderes Sein besitzt, wohl aber sich manifestiert in dem stetigen Zusammenhang psychischen Geschehens. Sich anschließend, zum Teil auch abweichend betont unser Verfasser, der seine Darlegungen mit der grundwissenschaftlichen Philosophie und Psychologie des Greifswalder Professors Johannes Rehmke in wörtlicher Anlehnung an des Meisters Worte untermauert, daß das Wissen, Verstehen und Fühlen der Tiere sich nicht in viele seelische Einzelheiten spalte, sondern daß das „Einzelwesen Seele", an sich vielgestaltig, eine stetige Wirkenseinheit aus Seele und Körper ist. Wie beim Menschen ist auch die Tierseele ein einfaches und deshalb unvergängliches, unkörperliches, ortloses Einzelwesen, dessen Art mehr ein Wissen sei als ein beziehungsloses Haben. Ausführlich verteidigt er die Existenz dieser Eigenseele gegenüber den Bestrebungen, die eine Tierpsychologie auf das Niveau des Rein-physiologischen beschränken möchten. Der amerikanische Behaviorismus will das Verhalten der Tiere einfach registrieren, ohne sich um den in Tat umsetzenden Motor zu kümmern. Die russischen Physiker Pawlow und Bechterew lehren, daß der Organismus ein Reflexmechanismus sei und die höchste Nervenleistung auf mechanische Reize zurückgeführt werden müßte. Schroff lehnt auch der Umweltforscher Jakob von Uexküll alle Tierpsychologie ab mit den Worten: „Nur der Körper der Tiere ist das uns allein zugängliche Forschungsobjekt und nicht ihr Bewußtsein." Demgegenüber stellt Verfasser als entscheidende Ergebnisse eine Reihe von Thesen auf, deren wichtigste lautet: „Die Grundbestimmtheiten der Tierseele sind Wahrnehmen — Vorstellen (gegenständliches Bewußtsein), Fühlen (Lust und Unlust haben — Zuständliches Bewußtsein) und Denken (psychologisches Denken als Unterscheiden und Vereinen — denkendes Bewußtsein) zugleich mit der einheitsreifenden „Subjektbestimmtheit". „Sogar das einzellige Lebewesen nimmt wahr, fühlt Lust und Unlust, unterscheidet und vereint, macht Erfahrungen, hat Gedächtnis, verwertet die Erfahrungen und lernt, hat also Seele." Muten diese metaphysischen Erörterungen vielfach allzu abstrakt an, so entschädigen den philosophischen Laien dafür die vielen, von prächtigem Bilderschmuck durchsetzten Beobachtungen über das Wollen, Fühlen, Denken, das sich zu einer Intelligenz oft erstaunlicher Höhe steigert, und besonders auch Spielen, das die tierische Lebensfreude bekundet. Eine hübsche Zugabe ist die am Schlusse meisterlich reproduzierte farbige Tafel von Rafaels „Schule von Athen".

Lennep — August Köllmann

Du bist reicher als Du denkst! Eine Philosophie des täglichen Lebens. Von Georg Förster. Leipzig 1940, Köhler und Voigtländer. 263 S. Leinen M. 4,80.

38 Zeitungspredigten als Kirchenersatz, in 5 Gruppen gefällig verteilt: Kann man mehr aus sich machen? Braucht man die anderen? Lohnt sich die Moral? Ist die Liebe gefährlich? Wem gelingt das Leben? — Über dem herkömmlichen Durchschnitt der gesalbten Kanzelrede schwebte der Dreiklang: so sollt ihr sein; so seid ihr aber nicht gewesen; doch dafür ist die Gnade da! Dieser Glaube ist in der Nordmark und Südmark mit dem erlöschenden Kirchenbesuch — Ausnahmen bekräftigen die Regel — verlassen. Den lockenden Dienst übernehmen volkstümliche Pressepredigt, die mit angewandter Philosophie und feuilletonistischer Geschicklichkeit der Seele den Puls fühlen und für Harmonie im Herzen und für Ausgeglichenheit mit der Umwelt sorgen. Die anspruchsvolleren Leser bekommen einen Schuß Hegel, Kant und Nietzsche beigemischt; sonst tut es ein weiser Spruch von Goethe oder Rückert. Bedingung bleibt: beim Amen muß das Problem so weit gelöst sein, daß die Nervenkrisen entweichen. Gewöhnlich treffen sich bei Förster ein Hagerer und ein Behäbiger in einem Weinlokal; der eine äußert skeptische Gedanken, der Partner die Lebenszuversicht — beim letzten Schluck einigen sie sich in der Mittellage. Diese silberne Mittelmäßigkeit mag die Ursache sein, daß dies eigentlich hübsche Zeitbuch bald ernüchtert, das Geheimnis fehlt.

Bad Blankenburg — Theodor Kappstein

Musikerbrevier. Von Roland Tenschert. Nachdenkliches und Ergötzliches aus dem Reich der Musik. Wien 1940, Wilhelm Frick. Mit 200 Abb. 312 S. Geb. M. 7,80.

„Wer vieles bringt . . ." Mag das der Grundsatz eines Breviers sein? Wenn ja — wir sind auch dafür dankbar. Da steht Erheiterndes und Nachdenkliches, Belehrendes und Unterhaltendes auf einer Seite nebeneinander. In vielleicht 50 Artikeln werden Fragen verschiedensten Inhaltes besprochen — alle kreisen um das Thema Musik und Musiker. Der Name Tenscherts bürgt für die Genauigkeit im Wissenschaftlichen und Anekdotischen. Auch aus der Skizze und der Plauderei spürt man die Mühe, Tatsächliches zu bieten. Für den Leser gewinnt das Buch, weil jedes, noch so kleine Aufsätzchen ein in sich geschlossenes Kapitel darstellt. Jedes verdient gelesen zu werden, die Reihenfolge bleibt beliebig. — Das Lesebuch dieses Breviers wird durch ein Bilderbuch von über 200 Abbildungen und vielen Zeichnungen im Text ergänzt. Im Geiste durchwandert man mit ihnen ein musikalisches Museum. Oft steht hinter den Bildern der Ruhm der Vergänglichkeit. Sind uns viele aber nicht gerade durch den Erinnerungswert lieb und teuer?

Im Felde — Karl Wörner

Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes. Von Gustav Paul. München-Berlin 1940, J. F. Lehmann. 314 S. Mit 82 Abbildungen und Karten. M. 6,80 (8,—).

Bei Unterhaltungen über Rassenfragen entstehen oft dadurch Meinungsverschiedenheiten, daß, spricht man etwa über die

Digitized by Google

Alamannen, der eine Gesprächspartner an die Alamannen der Völkerwanderung, der andere an die rassische Zusammensetzung der Bevölkerung im heutigen Württemberg oder Baden denkt. „Die deutsche Geschichtswissenschaft hat nämlich", sagt Gustav Paul, „meines Wissens noch kaum jemals die Frage aufgeworfen, ob und inwiefern unser Volk als ganzes oder auch die Bevölkerung in den deutschen Ländern Stämmen, Landschaften, Gauen, Städten und Dörfern noch dasselbe sind wie etwa 1850, 1750, 1650 oder noch weiter rückwärts." Die ersten Grundlagen einer solchen Untersuchung — einer Geschichte der Rassenveränderung des deutschen Volkes und seiner germanischen Ahnen auf geopolitischer Grundlage gibt Paul in seiner „Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes", die jetzt in dritter (um die Schrifttumsnachweise gekürzter und dadurch verbilligter) Ausgabe erschienen ist. Der Leser bekommt in diesem klar und lebendig geschriebenen Buch, in dem ein sehr umfassendes Wissen steckt, einen großen Teil der deutschen Geschichte unter neuen Gesichtspunkten wiedererzählt.

Berlin — Friedrich Märker

Durch schöpferische Leistung zum Erfolg. Zehn Lebensbilder schöpferischer Menschen. Von Otto Urbach. Bad Homburg v. d. H. 1940, Siemens-Verlagsgesellschaft. 226 S. Geb. M. 5,—.

Perseus, der Sonnen- und Feuerheros der Antike, sieht sich auf seinem Siegeslauf dem schreckhaften Haupte der Medusa gegenüber. Der Herzschlag droht ihm zu stocken; da reißt er das Schwert empor, das entsetzliche Haupt vom Rumpfe zu trennen. Während es leblos in die Tiefe rollt, entspringt dem blutenden Rumpf der Pegasus, das Dichterroß — mit rauschenden Flügeln sprengt es auf tönenden Hufen aufwärts zur Sonne. In solchem Bilde lebt das Geheimnis des Dichtergenius. Goethe atmete schwer, wenn er gelegentliche Andeutungen wagte von seinem Dämon, der ihn nachts aus dem Schlaf aufstöre und an das Schreibpult zwinge, oder ihn in Flucht jage aus Weimar gen Italien. Schiller formte den Sänger, der der gebietenden Stunde gehorcht; denn mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde. Wie wenn auf einmal in die Kreise der Freude mit Gigantenschritt geheimnisvoll, nach Geisterweise ein ungeheures Schicksal tritt — da beugt sich jede Erdengröße dem Fremdling aus der andern Welt ... Für die originalen Denker sprach Nietzsche das Geheimnis der Inspiration für alle Zeiten herrlich aus.

Otto Urbach bietet bildungseifrigen Lesern in abgekürzten Biographien Skizzen buntgewählter genialer Männer und Frauen zu Ehrfurcht, Stille und Charaktererziehung. Eine einleitende Studie über schöpferisches Menschentum zeichnet das Schema mit trefflicher Schulmeisterei. Trotz allen Erklärungen verbleibt es beim: geheimnisvoll offenbar. Der Blickpunkt ist richtig eingestellt: Genie ist Mysterium, Überrieselung aus dem Unbewußten, das im Kunstschaffen, Gedankenaufbau oder technischen Werk seine Außenform gewinnt. Genie ist Zufall oder Vorsehung, Spiel der Umstände und Lebensbegegnungen, Genie ist Tapferkeit gegenüber dem Schicksal mit seinen Launen, um die Aufgabe der Sendung durchzusetzen, bis die Nacht kommt.

Behandelt werden die Dichter Schiller und Annette von Droste-Hülshoff, die Philosophen Kant und J. G. Fichte; Beethoven; die Forscher und Erfinder Heinrich Schliemann und Wilhelm Schmidt, J. G. Halske und H. O. Rühmkorff; zu guter Letzt Elsa Brandström, der Engel Sibiriens von 1914 bis 1920. Lessing fehlt, auch sonst erscheint die Wahl willkürlich; die, sozusagen, Glückskinder unter den Genies sollen zurücktreten hinter den Kämpfern. Das erhöht den dramatischen Zug des Buches. Aufwühlend wirkt wieder die grausame Naturgeschichte Beethovens — nur wo Gräber sind, gibt es Auferstehungen —; man muß schon bis zu Fichtes Gott fortschreiten, der in Jahrhunderten wandelt und in Völkern redet, um den von Fr. Th. Vischer abgeschüttelten gutartigen Familiengott ganz los zu sein. Reiz weckt die eigenwüchsige Kraft Schliemanns, von der uns sein bester Mitarbeiter Wilhelm Dörpfeld auf einer Reise durch Griechenland viel erzählte. Halske ist der ebenbürtige Freund von Werner Siemens, Heinrich Daniel Rühmkorff der Erfinder des Funkeninduktors (1803 bis 1877). Sie alle drei waren Pioniere deutscher industrieller Wertarbeit höchsten Ranges. Die Geschichte der Elektrophysik und Elektrotechnik ehrt ihre Meister. Der Pietist Wilh. Schmidt (1858 bis 1924) brachte es in Deutschland und im Ausland auf anderthalbtausend Patente. Mit seiner ungewöhnlichen Sammlung zur Intuition schuf der seltsame Mann aus unterbewußtem Hellsehen seine Maschinen. Der Hochdruckdampf im Dampfmaschinenbetrieb war seine sieghafte Idee. G. von Bodelschwingh veröffentlichte 1938 — Der Ruf eines Einsamen — Schmidts Tagebücher, die Gedankenreichtum bergen: Genie des Zuwartens und Schauens.

Ein brauchbares Zeitbuch. Die Eingeweihten genießen noch immer das klassische Werk von Wilhelm Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung, seit 1906; dort ist über Lessing und Goethe, Novalis und Hölderlin als Grundtypen das Entscheidende vom Geheimnis des Genies einfühlend mitgeteilt.

Bad Blankenburg — Theodor Kappstein

Erlebnis und Erkenntnis. Ein Beitrag zur Krisis der Philosophie. Von Hans-Joachim Flechtner. Innsbruck 1940, Universitäts-Verlag Wagner. 71 S. M. 2,—.

Der Sinn des Büchleins liegt in der schlichten, fast möchte man sagen laienhaften (und darum wieder jedem Laien verständlichen) Einfachheit, mit der es die Frage stellt, vor der jeder doch immer wieder sein Verhältnis zur Philosophie rechtfertigen muß: Was nützt sie dem Menschen? Ist sie imstande, ihm einen Halt in den Sturmtagen des Lebens zu geben? Bei allem Zweifel, der sich aus dem Widerspruch zwischen den miteinander kämpfenden philosophischen Systemen ergeben hat, bewahrt der Verfasser den Glauben, indem er ganz einfach nach der Leistung der philosophischen Erkenntnis fragt. Schon die wissenschaftliche Erkenntnis gibt einen gewissen Halt, indem sie die Ereignisse in eine kühlere Ferne abrückt und dadurch dem betroffenen Menschen ihnen gegenüber eine Freiheit gibt, aber sie überspricht letztlich doch die Tatsache, daß der Mensch an diesen Ereignissen selber beteiligt ist. Erst die philosophische Erkenntnis führt nicht aus dem Erlebnis heraus, sondern vertieft in dieses wieder zurück durch eine Leistung, die der Verfasser mit dem Begriff des „vorgeformten Erlebnisses" bezeichnet: Wie der gute Kunsttheoretiker unmittelbar die Kunst erlebt und doch in seinem Erleben durch sein Wissen von vornherein geformt und auf den rechten Weg gewiesen ist, so ordnet die in der philosophischen Erkenntnis gewonnene Werthaltung von vornherein das kommende Erleben. Nicht also in der nachträglichen Besinnung über das Erleben, sondern in der vorgängigen Formung des Erlebens selbst liegt die eigentümliche Leistung der Philosophie, die den „Weisen" kennzeichnet. Das braucht nicht Philosophie im Sinn der großen philosophischen Sy-

Digitized by Google

steme zu sein (obgleich auch diese wesentlich dazu beitragen), sondern ist zunächst einmal die ursprüngliche Lebensfunktion der Philosophie, auf die dieses Büchlein hinführen möchte.

Gießen — Otto Friedrich Bollnow

Hamborger Kinnerbok. Lustige Rimels for Grot un Lütt. Von Hermann Claudius. Mit Zeichnungen von Hedda Stave-Claudius. Göttingen 1940, Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung. 64 S. Geb. M. 2,50.

Hermann Claudius' uns längst liebgewordenes Hamborger Kinnerbok von 1922 in neuer und (aus seinen späteren Kinderbüchern Börsmack, Krup ünner, Botterlicker sett di) vermehrter Auflage. Wenn wir feststellen, daß der reiche plattdeutsche Kinderpoesienschatz, der alten Volksreime und Kinderlieder wie der neueren Kinderverse von Kl. Groth, Jul. Stinde, Gust. Falke, Rob. Garbe usw., hier doch um eigenartige Töne vermehrt wird; daß Claudius die glückliche Fähigkeit besitzt, Raum, Gegenstand, Bewegung, Lebewesen der Kinderwelt kindgemäß als Aktions- und Seelenwelt (nicht als Objekt geistiger Durchdringung wie beim Erwachsenen) aufzufassen und zu gestalten; daß seine Sprache hier frei von begrifflicher Verkalkung, historischer Übermalung und philosophischer Durchtränkung, im ganzen „natürlich": frei, leicht und freudig ist; daß infolgedessen Welt und Wort dem lauschenden oder lesenden Kinde durch den Poeten in organisches Leben umgewandelt wird, und daß Claudius' Tochter durch ihre aus dem Text organisch erwachsenen Randleisten und Bilder sehr dazu mithilft: — so wollen wir dadurch das gebildete plattdeutsche Haus und die Lehrer aller Schulen im niederdeutschen Sprachraum und die Musiker, die an naiven und schon in sich musikalischen Texten Freude haben, für diesen Claudius hellhörig gemacht haben.

Leipzig — Christian Tränckner

Das Volkstumserlebnis des Arbeiters in der Dichtung von Gerrit Engelke, Heinrich Lersch und Karl Bröger. Von Hans Hermann Schulz. Würzburg 1940, Konrad Triltsch. 52 S. Kart. M. 2,40.

Die Untersuchungen zeigen an den Dichtungen Engelkes, Lerschs und Brögers die Entwicklung des Volkstumserlebnisses in der Seele des Arbeiters auf. Sie beschränken sich auf die Darstellung der ideellen Seite der Dichtwerke, ohne die möglicherweise auch sprachlichen Auswirkungen des Weges „vom Proletariat zum Arbeitertum" zu berücksichtigen. Die Entwicklung führt stufenweise vom proletarischen „Abfallmenschen" über das Gefühl der Werkverbundenheit, über das Kriegserlebnis und „generative Volkstumserlebnis" am Kind zum organischen Volkstumserlebnis. Die Arbeit, die auch im einzelnen noch wertvolle Ergebnisse zeitigt (z. B. die Darstellung des Arbeiters im Doppelstrom intellektueller Geistigkeit des Marxismus und der blutbedingten, leibhaften Art des Denkens), würde durch eine zügigere Darstellung und straffere Sprachgebung noch gewinnen.

Hamburg-Blankenese — Rudolf Ibel

Nachrichten

Todesnachrichten. Hermann Stehr ist am 11. September im Faberhaus in Oberschreiberhau im Alter von 76 Jahren einem Schlaganfall erlegen. Er war 1864 in Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz als Sohn eines Sattlermeisters geboren. Stehr war Volksschullehrer, gab aber diesen Beruf auf, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. In seiner schlesischen Heimat spielen die meisten seiner Romane: „Der Heiligenhof", „Der Schindelmacher", „Peter Brindeisener" und viele andere. Neben anderen Auszeichnungen erhielt er 1933 die Goethemedaille und 1934 den Adlerschild des Deutschen Reiches.

Heinrich Scharrelmann ist am 8. August in Berlin im Alter von 68 Jahren gestorben. Er stammte aus Bremen, war im Hauptberuf Lehrer und hat in einer Reihe von Büchern vor allem erzieherische Probleme behandelt.

Der Musikschriftsteller Max Marschalk ist am 24. August in seiner Heimatstadt Berlin im 78. Lebensjahr gestorben. Er schrieb eine Reihe von Opern und Liederspielen und wandte sich später vornehmlich dem Problem der Schauspielmusik zu.

*

Der Führer hat dem Präsidenten der Reichsfilmkammer Carl Froelich aus Anlaß der Vollendung seines 65. Geburtstages in Anerkennung seines künstlerischen Filmschaffens die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Theodor Jakobs wurde mit dem Mecklenburgischen Schrifttumspreis ausgezeichnet.

Albert von Hoogenbent wurde der flämische Schriftstellerpreis für den besten Roman in flämischer Sprache für sein Werk „Der stille Mann" zuerkannt.

Die Monatszeitschrift „die neue linie" (Verlag Otto Beyer, Leipzig-Berlin) schreibt ihren Erzählerwettbewerb aus. Für 1941 ist die Gesamthöhe der Preise auf 3800 Mark festgesetzt, davon 500 Mark als Zusatzpreise für preisgekrönte Erzählungen von Wehrmachtsangehörigen. Dem Preisgericht gehören an: Werner Beumelburg, Paul Fechter, Helene von Nostitz, Wilhelm von Scholz, Bruno E. Werner. Die genauen Ausschreibungsbedingungen sind im Septemberheft der „neuen linie" veröffentlicht.

Die Deutsche Schillerstiftung in Weimar veröffentlicht ihren vom Generalsekretär Heinrich Lilienfein bearbeiteten 80. Jahresbericht. Der Krieg hat der Stiftung außerordentliche Aufgaben gestellt. In weiser Voraussicht und aus mitfühlendem Herzen hat der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda für den erweiterten Aufgabenkreis besondere Mittel zur Verfügung gestellt. Weitere dankenswerte Beiträge spendeten das Thüringische Ministerium des Inneren und das Württembergische Kultministerium. Die Gesamtsumme der Verwilligungen im Berichtsjahr (1. April 1939 bis 31. März 1940) betrug rund 288500 Mark gegen rund 177400 Mark im Vorjahr. — Aus der Ernst-Keil-Stiftung wurden nach den Beschlüssen der Deutschen Schillerstiftung durch den Oberbürgermeister der Stadt Leipzig 9900 Mark (gegen 6600 Mark) zur Verteilung gebracht.

Redaktionsschluß: 13. September 1940.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Digitized by Google

die neue linie

Im Oktoberheft:

Die besten Farbfotos des Krieges

mit einem Beitrag „Die Brücke zwischen Front und Heimat"
von Bruno E. Werner

LANDSCHAFT: Berlin — Rom, die unendliche und die ewige Stadt · UNTERHALTUNG: „Ithaka leb wohl!" von Peter Bamm · LITERATUR: Novelle von Helmuth v. Cube · KUNST: Farbtafel aus dem Haus der Deutschen Kunst · KULTUR: Die Mutter des 19. Jahrhunderts u. a. m.

Preis RM 1.— · Verlag Otto Beyer, Leipzig-Berlin

Mit diesem neuen Buch erweist sich Ernst Zahn als ein Erzähler großen Stils, als ein echter Nachkomme jener großen Schweizer Novellisten, deren Werke der Weltliteratur angehören!

ERNST ZAHN

Dreiklang der Liebe

330 Seiten. Gebunden M 5.50

Wie der Dreiklang in der Musik ein Ganzes ist, wenn auch seine Einzeltöne ein selbständiges Leben besitzen, so bilden die drei neuen Erzählungen des gefeierten Schweizer Dichters eine höhere Einheit, deren Zusammenklang der einzelnen erst ihren vollen Sinn gibt. Das Lob der Liebe kündet Ernst Zahn: der alles überwindenden Mutterliebe, der entsagungsvollen Neigung des schon an der Grenze des Mannesalters Stehenden zu einer viel Jüngeren, und der reinen, zu jedem Opfer bereiten Liebe eines jungen Mädchens, fast eines Kindes noch, zu dem wild aufgewachsenen, trotzigen Burschen, dessen verbitterter Seele es Erlösung bringen will. In dieser schönen und tröstlichen Lebensmelodie, in welcher der gefeierte Schweizer Erzähler sein Bestes und Stärkstes gibt, wird seine große Leser- und Freundeschar, geleitet von des greisen Dichters behutsamer Hand, den Feinheiten und Tiefen nachgehen und beglückt teilhaben an dem, wonach der Dichter wieder und wieder strebt: der Erforschung der menschlichen Seele.

Früher erschienen:

Ins dritte Glied — Roman. 13. Tsd. Gebunden M 5.—

Die tausendjährige Straße — Roman. 26. Tausend. Gebunden M 5.50

Hoch über das Tal — Roman. 14. Tsd. Gebunden M 4.80

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

Digitized by Google

Neuerscheinungen 1940

ARNOLD PETERSEN

sah

Das alte Land

Hundert Meisterfotos auf Kunstdruckpapier gedruckt geben, unterstützt durch einen anschaulichen Text, ein umfassendes Bild der Obstkammer an der Niederelbe, die durch ihre bäuerliche Kultur berühmt ist

Kartoniert RM 3.–. Leinen RM 4.–

JOHANNES M. SCHUPP

Ich erinnere mich ...

Wir sind zu einer gewissen Laxheit in der Frage der vorehelichen Beziehungen der Geschlechter gelangt. Schupps Buch zeigt an Hand einer Ehe die Gefahren auf, die für deren Existenz aus dieser Laxheit erwachsen. Die Stellungnahme des Verfassers, die die vermeintliche Freiheit der Frau beschränkt, hat nichts mit Muckerei zu tun. Mit diesem Problemroman muß man sich auseinandersetzen

320 Seiten. Leinen RM 5.—

EMMA GÜNDEL-KNACKE

Sebastian ist anderer Meinung

Eine vergnügliche Geschichte

Die Verfasserin der vielgelesenen „Elte-Bücher" hat eine reizende Geschichte für Erwachsene geschrieben. — Sebastian Fischer, mit 45 Jahren durch eine Erbschaft reich geworden, hat sich in einer Siedlung ein Haus bauen lassen. Von allen Seiten bemüht man sich, ihm dazu die passende Frau zu verschaffen. Wie er über alle Vorschläge und Fallstricke hinweg zu einer eigenen Lösung des Problems kommt, das ist fröhlich und nachdenklich zugleich. Im Hintergrund alles Geschehens steht der Garten, die Pflanzen und die Tiere. Im Vordergrund aber gibt es eine solche Fülle von Abenteuern mit merkwürdigen und alltäglichen Menschen, daß das Buch bestimmt viele Freunde gewinnen wird

344 Seiten. Leinen RM 4.50

BERNHARD BÜCKER

Der Herzog und sein Kumpan

Ein Schelmenroman

Dies Erstlingswerk eines begabten Dichters ist kein Buch für sanfte Gemüter, aber lebensbejahend und gesund, wie Steinhäger und westfälischer Schinken. Katholiken und Heiden müssen die gleiche Freude an den Abenteuern des Kiepenkerls „Herzog" des wandernden Handelsmannes aus dem Emslande haben. Alles was man an flämischen Dichtern liebt, findet sich auch in diesem herrlichen Buche

Etwa 420 Seiten. Leinen RM 5.50

JOHANN GOTTW. MÜLLER

Siegfried von Lindenberg

Neu herausgegeb. von E. Weber

Dieser 170 Jahre alte komische Roman ist immer noch das hervorragendste Denkmal einer in Deutschland seltenen Romangattung. Sorgsam wurden die üppigen Ranken nur zeitgebundener Satire zurückgeschnitten. Was nachblieb, kann regsamen Menschen auch heute noch frohe Stunden machen. Der Junker von Lindenberg und seine seltsamen Meinungen und Abenteuer sind durch diese sorgfältige Neuausgabe zu dauerhaftem Leben wiedererweckt

Umfang etwa 450 Seiten. Dünndruck

Leinen etwa RM 5.—

Alster-Verlag Curt Brauns · Wedel/Holst.

Zwei Bücher über Guatemala

CARLOS WYLD OSPINA

Pranke und Schwinge

(La Gringa)

Carlos Wyld Ospina geht es in seinem Roman um nichts Geringeres als um die romanhafte stark philosophisch unterbaute Darstellung eines atlantisch-tropischen Lebensgefühls. Die Handlung selbst spiegelt das ganze Land Guatemala wider, führt auf die Kaffeefincas, in die tropischen fieberverseuchten Niederungen, in die vom Urwald bestandenen vulkanischen Berge, in die Städte und zu ihren Intellektuellen, zu einer Revolution und zu geistigen Auseinandersetzungen. Das Deutsche Wort.

Roman. 320 Seiten. In Ganzleinen RM. 6.—

MARIA SCHWAUSS

Tropenspiegel

Tagebuch einer deutschen Frau in Guatemala

Was diese Frau im Zauberland Guatemala erlebt hat mit seinen Menschen und seiner wilden und üppigschönen Natur, kann sie mitunter sogar geradezu dichterisch gestalten. Man liest dieses Buch in einem Atemzug. Greifswalder Tageszeitung.

Mit 48 Bildern. 192 Seiten. Geschenkband RM. 4.80

Verlangen Sie Leseproben vom

A. H. Payne · Verlag · Leipzig W 31

Andrea Majocchi

Das Leben des Chirurgen

304 Seiten. In Leinen gebunden RM. 5.10

Ein Welterfolg! In 17 Sprachen übersetzt!

Das Buch Majocchis wird sich einen bevorzugten Platz im ärztlichen Memoirenschrifttum erwerben. Es gibt wohl zur Zeit kein Buch, welches das „Leben des Chirurgen" für andere so menschlich verständlich macht. Deutsche Medizin. Wochenschrift

Helfen und Heilen

Neue Tagebuchblätter eines Chirurgen. 256 Seiten

In Leinen gebunden RM. 5.10

Carl Friedrich Wiegand

Flucht aus Venedig

Roman. 340 Seiten. Leinenband RM. 4.80

In seinem jüngsten Romanbuch wählt der in der Schweiz lebende deutsche Dichter wieder einen Hintergrund von spartem Reiz: die venetianische Glaskunst der Gegenwart. Zwei wesensfremde Welten begegnen sich in dieser zwischen romantischer Zartheit und tragischer Zerrissenheit schwankenden Liebesgeschichte. Durch die Erzählung geistert der Schimmer der unvergleichlichen Stadt mit ihren Kanälen, Gondeln, Brücken und Palästen.

Frankfurter Zeitung

Verlag Huber & Co. / Frauenfeld und Leipzig

Digitized by Google

Eine neue Erzählung von zauberhafter Schönheit

INA SEIDEL

Unser Freund Peregrin

Gebunden M 4.50. Numerierte Sonderausgabe M 6.—

Es gibt in Ina Seidels Schaffen eine Seite, die der Dichterin bei vielen Lesern besondere Dankbarkeit eingetragen hat: ein tiefes, auf eigenster Einfühlung beruhendes Verständnis für das Nächtige, Zwielichtige und Traumhafte in der Menschennatur. Die Welt von Ahnengedächtnis und zweitem Gesicht, die in unserer romantischen Literatur entdeckt und von einem Dichter wie Novalis beispielhaft verkörpert worden ist, zeitigt eine neue Blüte in Gestalt dieser tiefsinnigen Erzählung. Ina Seidel hat in gewissen Partien des „Wunschkinds" und des „Wegs ohne Wahl" schon bewiesen, wie vertraut ihr jene heimliche Zwischenwelt der Seele ist; auch in ihren Lebenserinnerungen bekennt sie sich zu einem starken Sinn für die daraus emporsteigende Dichtung. So ist es kein Wunder, daß ihr in ihrer neuen, ganz dieser Traum- und Seelenwelt gewidmeten Erzählung ein Meisterwerk gelingt. Ins Leben dreier in ländlicher Einsamkeit aufwachsenden Kinder greift der Freund Peregrinus — ein längst verstorbener Ahne des Hauses — mit Geisterhand bedeutungsvoll ein. Er ist für sie, vor allem die mit Hellsicht begabte Tania, ein Inbegriff alles Heimlichen, Edlen, Erhebenden im Leben — und zugleich mit den Kindern erfaßt der mitfühlende Leser, daß ein solcher „Schutzengel", wenn er zum Schutz vor dem Alltag ein Leben behüten soll, immer neu durch Schicksalsfrömmigkeit beschworen werden muß. Dies der Kern der Erzählung, mit der uns Ina Seidel ein Werk schenkt, das nach dem spannungsreichen „Lennacker" der andern Seite ihrer Kunst, dem raunenden, beschwörenden Wort, das auch ihre große Lyrik auszeichnet, Raum gibt — ein Werk, das zu den unverlierbaren ihrer begnadeten Kunst gezählt werden wird.

Früher erschienen von Ina Seidel:

Lennacker
Das Buch einer Heimkehr
Roman. 752 Seiten. 120. Tauf. Geb. M 8.50

Gesammelte Gedichte
Gesamtausgabe. Gebund. M 6.50. Vorzugsausg. in Halbpergament auf Bütten M 15.—

Meine Kindheit und Jugend
Ursprung, Erbteil und Weg. Mit 5 Bildtafeln. 17. Tausend. Gebunden M 3.50

Dichter, Volkstum und Sprache
Ausgewählte Vorträge und Aufsätze
Gebunden M 4.25

Das Wunschkind
Roman. Neue billige Ausgabe. 1050 Seiten
310. Tausend. Gebunden M 6.50

Der Weg ohne Wahl
Roman. 30. Tausend. Gebunden M 5.50

Das Labyrinth
Roman. 19. Tausend. Gebunden M 8.—

Brömseshof
Roman. 20. Tausend. Gebunden M 5.25

Renée und Rainer
Eine Erzählung. 7. Tausend. Geb. M 4.80

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART UND BERLIN

Digitized by Google

Zauberische Erregung durch einen Magier des Wortes!

KURT KUSENBERG

La Botella

und andere seltsame Geschichten

Ausstattung Professor Alfred Kubin

1.–3. Tausend · Gebunden RM 4.50

Kurt Kusenbergs Geschichten handeln von Verzauberungen und Verwandlungen. Sie sind auch für den Leser Verführungen, aus dem Bereich der Realität heraus in eine Traum- und Spielandschaft zu treten und sich ebensosehr in magische Abläufe verstricken zu lassen, wie es den menschlichen Gestalten dieser Fabeln geschieht, deren eigenwilliger Wandel aber erzählerisch derart gebunden ist, daß das Ende aus aller Verwirrung in den Anfang zurückmündet und die Tür der Wirklichkeit wieder aufschließt. Die Gepflegtheit und gelassene Genauigkeit des Vortrags, seine sehr feinen Zwischentöne und ihr geschlossener Aufbau geben diesen „magischen Bagatellen" eine Form der Vollendung des Kristallischen.

Soeben erschienen

ROWOHLT VERLAG
STUTTGART · BERLIN

„Ein Roman, den man ohne Zögern ein Meisterwerk nennen kann."

Münchner Neueste Nachrichten über:

GERHART POHL

Der verrückte Ferdinand

Roman. 330 Seiten. Gebunden M 5.50

Das 5. und 6. Tausend

Hier ist dem Dichter eine an die Zeit gebundene, wahrhaft repräsentative Gestalt gelungen. Mit diesem Buch sichert sich Gerhart Pohl im Schrifttum der jüngeren Generation einen entschiedenen, nicht zu übersehenden Platz.

Frankfurter Zeitung

Ein dichterisches Werk für besinnliche Menschen, dabei jedoch von mitreißender innerer Spannung erfüllt, so daß es wohl kein Leser, der es einmal begonnen hat, beiseite legen wird. Gerhart Pohl hat das einfache Motiv, nämlich die kämpferische Gestalt eines verblichenen Jahrhunderts, meisterhaft entwickelt.

Die Werkbücherei, Berlin

Dieser Ferdinand Wagemann wird eingehen in die deutsche Literatur als ein Herrenmensch, der zum Sinn und Sinnbild eines ganzen Lebenskreises wurde.

Deutsche Rundschau, Berlin

Früher erschien von Gerhart Pohl:

Die Brüder Wagemann

Roman. 297 Seiten. Gebunden M 4.80

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART BERLIN

Digitized by Google

Der Träger des im Jahre 1939 zum ersten Mal verliehenen Mecklenburgischen Schrifttumspreises

Friedrich Griese

wird am 2. Oktober

50 Jahre alt

Zum Geburtstag erscheint:

Elisabeth Darge: Friedrich Griese

Kartoniert RM 2.–

Das Werk und Wesen Friedrich Grieses wird hier erstmals umfassend gewürdigt. Jeder, mag er noch nach einem Zugang zu Grieses Büchern suchen oder sie bereits zu seinem inneren Besitz gemacht haben, wird von dieser klugen, feinfühligen Schrift zu Grieses eigentlicher Welt hingeführt — zur mecklenburgischen Landschaft, zum niederdeutschen Menschen und den geheimnisvollen Kräften, die sein Schicksal formen.

Bisher erschienen in unserem Verlag:

Die Weißköpfe
Roman. 25. Tausend. In Leinen RM 5.80

Die Wagenburg
Erzählung. 55. Tausend. In Leinen RM 4.50

Bäume im Wind
Roman. 15. Tausend. In Leinen RM 5.80

Das Kind des Torfmachers
Erzählung. 20. Tauf. Biegsam geb. RM 2.20

Der Herzog
Roman. 6. Tausend. In Leinen RM 5.80

Alte Glocken
Roman. 38. Tausend. In Leinen RM 4.80

Das letzte Gesicht
Roman. 15. Tausend. In Leinen RM 5.50

Das Dorf der Mädchen
Eine Chronik. 5. Tauf. In Leinen RM 5.50

In der Kleinen Bücherei:

Der Saatgang
Erzählungen. Nr. 11. 45. Tsd. Geb. 80 Pfg.

Die Flucht
Erzählung. Nr. 103. 15. Tsd. Geb. 80 Pfg.

Einen ausführl. Prospekt der Werke Friedrich Grieses erhalten Sie in jeder Buchhandlung.

Albert Langen / Georg Müller
Verlag / München

Hanna Rademacher

Dramatische Werke

Johanna von Neapel
Drama
Uraufführung: Stadttheater Leipzig

Golo und Genovefa
Drama
Uraufführung: Stadttheater Saarbrücken

Utopia
Ein heiteres Spiel
Uraufführung: Neues Schauspielhaus Königsberg!

Willibald Pirckheimer
Schauspiel
Uraufführung: Vereinigte Stadttheater Bochum-Duisburg

Rosamunde
Drama

Haus der Freunde
Komödie

Cagliostro
Ein Spiel
Uraufführung: Benrather Schloßspiele

Heinrich Toppler
Schauspiel

Kaiser und König
Schauspiel

Jakobe von Baden
Schauspiel
Uraufführung: Schauspielhaus Düsseldorf

Willkommen
Komödie

Jeder Band RM 1.25

Ernst Rademacher Verlag Düsseldorf
Postschließfach 149

Wiener Bücherei

Band 8

WILHELM HAUFF

Die Bettlerin vom Pont des Arts

Mit Zeichnungen von Gunter Böhmer

In vielfarbigem Pappband mit Schutzumschlag RM 1.80

Vollständiges Verzeichnis in jeder Buchhandlung

WILHELM FRICK VERLAG WIEN

Digitized by Google

JOSEF LEITGEB

Christian und Brigitte

Roman eines jungen Menschen

406 Seiten, Leinen RM. 6.50. Gesamtauflage: 30 000

„Die Herrlichkeit südlichen Alpenlandes steht als schönstes Landschaftserlebnis im Hintergrund von Josef Leitgebs Dichtung. Sein Streben ist sehr merklich auf eine Meisterung der Form gerichtet, sodann aber — und hier erblicken wir am deutlichsten den Rang seiner Kunst — ist auch bei ihm die Schilderung von einer Kraft sinnlicher Anschauung, einem farbigen Bilderreichtum durchsetzt, daß namentlich die Landschaft und die Jahreszeiten in einem satten und klaren Lichte erscheinen." *(Berliner Börsenztg.)*

Läuterungen

Sonette

112 Seiten, Leinen RM. 3.60

„Ein ungewöhnliches Buch! Das Sonett, die zuchtvollste und geschmeidigste Form dichterischer Aussage, ist das Mittel, durch das hier die Erlebniswelt männlichen Reifens, das Durchglüht-Werden von allen Flammen des Schicksals bewältigt wird." *(National-Zeitung, Essen)*

Kinderlegende

Roman

173 Seiten, Leinen RM 4.80

„Selten wird wohl so Ergreifendes berichtet, wie es hier in der Legende vom Knaben Lienhard geschieht. Da werden die Kräfte des Hellen und des Dunkeln wach, und auf jeder Seite spürt man den Dichter, der um die Abgründigkeit des Lebens, um das Dämonische und um die Gnade weiß." *(Literarisches Verzeichnis Herder, Freiburg)*

In jeder guten Buchhandlung erhältlich

OTTO MÜLLER VERLAG / SALZBURG

Eine hohe Leistung künstlerischer Geschichtsdarstellung!

WALTER ELZE

DER PRINZ EUGEN

Sein Weg, sein Werk und Englands Verrat

Mit einer Auswahl von Dokumenten

148 Seiten und 4 Tafeln. Gebunden RM 4.—

In der Stunde der europäischen Neuordnung darf die Gestalt des Prinzen Eugen, der als Feldherr und Staatsmann seine Kräfte für eine wahrhaft europäische Ordnung des Reiches und des Kontinents einsetzte, bis ihn im Augenblick der Entscheidung England verriet, besonderer Beachtung sicher sein. Professor Walter Elze, Direktor der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Historischen Seminars der Universität Berlin, hat es in überaus fesselnder Weise verstanden, in einer Reihe knapper, prägnanter Bilder Weg und Werk des Prinzen Eugen, seine Taten und sein Wollen, seine militärisch-politische und seine kulturelle Bedeutung anschaulich zu machen. Elzes perspektivenreiche Arbeit vermittelt eine Fülle von Einsichten in geschichtliches und politisches Wesen und bietet jedem einen ungewöhnlichen ästhetischen Genuß.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

„Die Buchreihe der Erzähler"

Anton Schnack: „Begegnungen am Abend"

Ein farbig gewirkter Gobelin, gewebt aus merkwürdigen Schicksalen und Landschaften der deutschen Heimat und der bunten Ferne.

Gottfried Kölwel: „Das Fuchshofener Scheimenbüchlein"

Kölwel bringt hier eine Reihe von Anekdoten, in der sich Scheime und wunderliche Gesellen die Hände reichen zum drolligsten Possenspiel.

Peter Scher: „Am Alltag vorbei"

Der heitere Fabulierer Peter Scher, der Einsiedel von der Pensinger Höhe, hat hier seine köstlichsten und pfiffigsten Erzählungen niedergeschrieben.

Wilh. Weigand: „Menschen und Meister"

Reife, ganz geläuterte Gabe eines Meisters der Erzählung, der sein Herz verhüllt in vielen Gestalten und in den zartesten Andeutungen Geheimnisse berührt.

Georg Schwarz: „Seltsame Gäste"

Erfahrungen aus dem hell-dunklen Reich der seelischen Grenzzustände, der zarten Beziehungen von hüben und drüben sind hier auf reizvolle erzählerische Formen gebracht.

Zu erhalten in jeder Buchhandlung

Eugen Händle Verlag
MÜHLACKER

Velhagen & Klasings Monatshefte

suchen einen in der Schriftleiterliste eingetragenen

Schriftleiter

der sich im Umgang mit Mitarbeitern und den technischen Betrieben schon einige Erfahrung erworben hat. Interesse auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiet erwünscht. Zuverlässige Urteilskraft und gewandte Feder selbstverständliche Bedingung.

Bewerbungen nur schriftlich, mit Bild und Gehaltsansprüchen an Velhagen & Klasing, Leipzig, Hospitalstr. 27.

Digitized by Google

WALDEMAR BONSELS

Die klingende Schale

Märchenbilder und Traumgestalten. Gebunden M 4.80

Nächst seinen Tier- und Waldgeschichten hat sich Waldemar Bonsels mit nichts so sehr den Dank und die Liebe seiner Lesergemeinde erworben wie mit jener Art des ihm eigentümlichen, poesievollen, von Witz und Ironie durchleuchteten Märchens, dessen Inbegriff die „Biene Maja" ist. Doch nicht nur „Märchenbilder", sondern auch „Traumgestalten" verspricht uns hier der Dichter, und so setzt er neben das naiv fabulierte Phantasiestück einen Lobgesang auf die Natur, wie er so rein nur ihm gelingt, neben die ganz einfache Legende eine so tiefsinnige Erzählung wie die Titelgeschichte, bei der das fromme Lauschen nach dem Sinn der Schöpfung und des von Menschenhand Geschaffenen den klingenden Tonfall bestimmt. Ein wohlüberlegter Aufbau ordnet die Siebenzahl der Geschichten zum eindrucksvollen Sternbild; welcher man den Vorzug gibt — der lauteren Legende vom Teppich der Teja oder dem entzückenden Koboldmärchen Klien — das wird jeder Leser für sich entscheiden. Alle aber werden sie darin übereinstimmen, daß hier Naturseligkeit und Menschenliebe mit dichterischem Adel und Humor die schönste Verbindung eingegangen sind.

Soeben erschienen — Durch jede Buchhandlung erhältlich

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

„Eine neue Frau Marie Grubbe!"
Politiken · Kopenhagen

JOERGEN FRANTZ JACOBSEN

Barbara und die Männer

Roman aus dem Dänischen von Wolfheinrich von der Mülbe · 7.—12. Tausend · Gebunden RM 6.—

Kölnische Zeitung:

„Dieser Roman ist ein Lebens- und Liebeslied von einer wahrhaft unwiderstehlichen Schönheit, eines der herrlichsten und lebendigsten Frauenbildnisse der dänischen Liebesdichtung überhaupt."

Das Reich, Berlin:

„Die Kraft des Bewohners der Schafs-Inseln und die Leichtigkeit des Kopenhageners haben sich in der glücklichsten Weise in diesem Dichter vereint. Seine Güte und sein strahlender Humor haben ein übermütiges Lied der Lebensfreude geschaffen. Ein bezauberndes Buch."

Rowohlt Verlag · Stuttgart · Berlin

„Eine nordische Madame Bovary!"
Westermanns Monatshefte · Braunschweig

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNGEN
IN DIESEM HERBST

Und immer sehnt sich fort das Herz

Roman von Alexander Wirtz

320 Seiten. Leinen RM 5.80

Dort, wo der Rhein hinter dem Siebengebirge ins Flachland tritt, wo die Straßen von den Dörfern auf den Hügeln hinab zu den großen Städten führen, wo sich Bauerntum, Handwerk und Maschine, alte und neue Welten des Lebens und Glaubens begegnen und durchdringen, ist deutsches Lebensschicksal besonders farbig geballt, von dem alten, ewigen Strom verklärt. Aus dieser seiner Heimat und seiner Arbeitswelt bringt der junge Autor sein erstes großes Buch mit.
Sein Held heißt Pitje Wind; falscher Mordverdacht treibt ihn aus seinem Heimatdorf. Auf der Wanderschaft gerät er in fremde Schicksalsbahnen hinein; er liebt und leidet mit und begreift nicht, warum die zarte Poopje den landfremden „Musjö" heiratet, obwohl sie den Töpfer und Maler Vanpeer liebt und Vanpeer viel besser zu ihr paßt. Kann eine Glaubenslehre so Unnatürliches vom Herzen fordern? Es ist für uns Deutsche nicht gut, sagt Vanpeer, daß so viele Himmel über unserem Lande stehen. Kann es nicht *einer* sein? — Aber Pitje Wind verfällt selbst einem so fremden gefährlichen Wesen wie Loeky, und er hat einen schweren Weg zu gehen, bis er heimfindet.
Ein Buch voller Ursprünglichkeit des Suchens und der Liebe, voller Poesie des jungen Herzens, das um das Abgründige der Leidenschaften weiß und doch das Schwere gütig und heiter in der Schwebe läßt.

Die Adamowa

Erzählung von Erwin Wickert

145 Seiten. Halbleinen RM 3.50

Vor dem unendlichen Hintergrund Sibiriens und der Arktis spielt sich der leidenschaftliche Kampf zweier Frauen um einen Mann ab. Die Adamowa hat zwar als politische Agentin die Möglichkeit, unter Mißbrauch ihrer Funktionen den Mann, den sie begehrt, von seiner Frau zu trennen und den äußeren Verlauf der Entwicklung vorzubestimmen. Aber die Gegenkräfte, die sie dadurch beschwört, reißen sie in den Untergang mit hinein.
Dieser spannungsgeladene Stoff wird mit sparsamsten Mitteln erzählt; indem Wickert bewußt darauf verzichtet, Effekte auszuwalzen, gewinnen die Figuren gerade in der sachlichen Dichte ihrer Realität stärkstes Leben.

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

HOHENSTAUFEN-VERLAG STUTTGART

Herausgeber: W. E. Süskind, München. — Verantwortlich für den Text: W. E. Süskind, München, für die Anzeigen: Richard Hiller, Stuttgart – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin
Adresse der Schriftleitung: Berlin W30, Mackensenstr. 17. — — Pl. 5.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) RM 5.—, Einzelheft RM 2.—

AUGUST WINNIG

Käuze und Schelme

30. Tausend. Geschenkband RM 2.–

Aus einer tiefen warmen Menschlichkeit mit dem Blick einer gereiften Weltsicht schildert August Winnig liebevoll Käuze und Schelme der kleinen und großen Welt. Die Eigenart und das Sonderbare menschlichen Wesens ist im Zusammentreffen der Begebenheiten erfüllt von einem so köstlichen Humor, daß man das neue Buch von August Winnig einem jeden zum Lesen empfehlen möchte.

Das Unbekannte

27. Tausend. Geschenkband RM 1.50

Winnig erzählt hier von einer Fülle eigener und ihm glaubwürdig berichteter fremder Erlebnisse nur deshalb, weil er uns ehrfürchtiger machen will vor den Geheimnissen der Schöpfung, und er spricht aus der Haltung eines Mannes heraus, der es tief erfahren hat, daß ihnen gegenüber alle menschliche Weisheit Einfalt ist.

Die Hand Gottes

47. Tausend. Geschenkband RM 2.20

... August Winnig ist in allen Wandlungen eines bewegten Lebens den Weg des Gewissens gegangen. Er ist so eine Persönlichkeit geworden, die manchem Halt gibt und in stiller Weise Gemeinde bildet wie nur wenige Schriftsteller. Frankf. Zeitung

Ein Mann des Wortes, der Tat und des Glaubens

Ein Lebensbild von Fr. Gudehus . Mit 12 Bildern
Leinen RM 3.80

Die ganze deutsche Welt vom Beginn der Arbeiterbewegung wird lebendig und in ihr der Aufstieg eines Mannes, der als Oberpräsident der Provinz Ostpreußen seine Ziele schon in den Tagen sah, die wir jetzt erleben. Eine der besten Biographien, die je geschrieben wurden.

MARTIN WARNECK - Verlagsbuchhandlung - BERLIN W 30

Just Scheu

Ein Mann durchbricht die Blockade

Flucht des Oberleutnants der Luftwaffe E... durch feindliche Sperren

Leinen RM. 2.85

Mitten in Afrika erreicht am 1. September 1939 den Oberleutnant der Luftwaffe X... die Nachricht vom Ausbruch des Krieges. „Heim" ist sein erster Gedanke. Doch unüberwindliche Schwierigkeiten stellen sich ihm in den Weg. Nach unendlichen Mühen, Plänen und Versuchen gelingt es ihm, auf einem neutralen Dampfer den Weg nach Europa anzutreten. Aber ... er fährt mitten hinein in die drohende Gefahr feindlicher Sperren. Wie es ihm gelingt, die Blockaden – eine um die andere – zu durchbrechen, schildert Just Scheu in einem Tempo, das sich von Seite zu Seite steigert. Hier hat der Wille eines deutschen Menschen, „dabei zu sein um jeden Preis", über den Tatsachenbericht hinaus unmittelbar dichterische Gestalt gewonnen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Verlag „Die Wehrmacht", Berlin-Charlottenburg 2

Herausgeber

Angesehener Verlag in Leipzig (Schöne Literatur, Geschichte, Philosophie, Memoiren) sucht für die Herausgabe zeitgemäßen älteren und neueren Schrifttums der Weltliteratur Verbindung mit qualifizierten Spezialisten, die über die Kenntnis der antiken, bzw. einiger neueren Sprachen verfügen, bereits gründlich eingearbeitet sind und eigene Pläne haben. Zuschriften erbeten unter F. 745 an Sachsenland-Werbungsmittler, Leipzig C 1.

Wir verweisen die Leser unserer Zeitschrift auf die dieser Nummer beiliegenden Prospekte der **C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, München**, über die Werke von Heimito von Doderer, des **Verlages W. Kohlhammer, Stuttgart**, über Fritz Taeger, Das Altertum, des **Verlages Albert Langen – Georg Müller, München**, über die Neuerscheinungen 1940, der **Essener Verlagsanstalt, Essen**, über Neuerscheinungen 1940 und des **S. Fischer Verlages in Berlin**, über Neuerscheinungen 1940.

Der Verlag

Gustav Leutelt

80 Jahre

Das Isergebirge, die Heimat Gustav Leutelts

Ein Buch zum 80. Geburtstag Gustav Leutelts mit zahlreichen Bildern. Leutelts „Buch vom Walde" in Verbindung mit einem Lebens- und Schaffensbericht „80 Jahre meines Lebens" und prächtigen Aufnahmen aus dem Isergebirge. Ganzleinen geb. RM 5.60.

Der Dichter des Waldes

Eine Auswahl seiner schönsten Erzählungen für die Jugend, besorgt von Robert Herzog. Kartoniert RM 1.60. Hier rauscht der dunkle Iserwald und seine stürzenden, wilden Wässer, es leuchten und grünen die Waldwiesen, überstrahlt vom klaren Licht der Bergsonne, und mitten darin wohnt der mühselig schaffende Bauer, Glasmacher und Holzfäller. Überall ereignen sich Geschichten, die voll inniger Liebe zur schönen Heimat sind.

Gesammelte Werke

Die Königshäuser

Schilderungen aus dem Isergebirge. Novellen und Erzählungen. 384 Seiten.

Das zweite Gesicht

Der Brechschmied.
Das Buch vom Walde.
276 Seiten.

Hüttenheimat

Der Glaswald. Bilder aus dem Leben der Glasarbeiter.
324 Seiten.

Jeder Band einzeln abgeschlossen kostet in Leinen RM 4.80. Alle drei Bände in einer Kassette Ganzleinen RM 12.80

Hans Watzlik

. . . ackert tiefer ins umstrittene Land

Gedichte. Geschenkreihe, Leinen RM 2.20. Dies Liederbuch eines Grenzlanddeutschen, des Suchens und Schauens deutscher Inbrunst voll, überspannt die weite, brennende Straße des deutschen Volkes von den Schlachtfeldern des Weltkrieges bis zu den Stunden des Führereinzugs in den Böhmerwald.

Die Krönungsoper

Ein Mozart-Roman. Leinen RM 4.80. Der Dichter hat ganz aus den Stimmen Mozartscher Musik geschöpft, das Singen der Geige, die Gewalt der Fanfaren, die leichttändelnde Flöte, der Donner der Pauke und Rasseln von Zimbeln ist darin. Dieser Roman gibt ein lebendiges Bild von Mozarts Persönlichkeit und zugleich einen Einblick in das Wesen künstlerischen Schaffens. Reichssender Leipzig

Die Leturner Hütte

Roman. Leinen RM 4.80. Die Urgewalten, die den Böhmerwald formten, den Ernst seiner Wälder, die geheimnisvolle Glut seiner Feuer in den Glashütten, seine Menschen mit ihren dunklen, leidenschaftlichen Trieben, mit ihrem Glauben und Unglauben, gestalten auch das Schicksal des Herrn der Leturner Hütte, der dem rubinenen Glase, dem fressenden Feuer, dem schönen Weibe hörig ist.
Die „Volksbildung", Berlin

Der Rückzug der Dreihundert

Historischer Roman. Mit Bildern alter Meister. Leinen RM 4.20. So antwortet der Roman auf seine Weise auf die Frage nach deutschem Führertum auf die Frage nach dem Opfer für Deutschland. Watzlik hat hier eines seiner geschlossensten und eindringlichsten Werke geschaffen. Reichswaltung des NSLB.

Die Abenteuer des Florian Regenbogner

Ein Traumbüchlein. B. R. Band 23. 76 Seiten. Geschenkband, RM —.90. Empfohlen. Es ist eine gar seltsame Welt, in die sich Florian Regenbogner hineinträumt. Und wir folgen ihm gern; nehmen teil an seinen kleinen Abenteuern. Hans Watzliks Erzählkunst löst uns los vom Alltag und führt uns ein in die Welt der Träume. Nürnberger Zeitung

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

ADAM KRAFT VERLAG KARLSBAD

Digitized by Google